GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Kindheit, Jugend, Sozialisation

Hanafi El Siofi, Mona; Kommer, Sven; Penkwitt, Meike

2008

https://doi.org/10.25595/4371

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hanafi El Siofi, Mona; Kommer, Sven; Penkwitt, Meike: *Kindheit, Jugend, Sozialisation*, in: FGS (Freiburger GeschlechterStudien), Jg. 14 (2008) Nr: 1, 11–58. DOI: https://doi.org/10.25595/4371.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Mona Hanafi El Siofi/ Sven Kommer/ Meike Penkwitt

Kindheit, Jugend, Sozialisation

Ellen kam allmählich zu dem Schluß, es läge alles nur daran, daß sie ein Mädchen war; das bekam sie ja unzählige Male zu hören: Kleine Mädchen dürfen nicht so wild sein – kleine Mädchen klettern nicht auf Bäume – kleine Mädchen müssen ihre Kleider schonen – diese verwünschten rosa und weißen Kleider, die sie zu Tisch anbekam und die immer gleich zerrissen oder schmutzig waren. Manchmal klagte sie dann verzweifelt dem Mädchen ihr Leid: „Wenn ich doch nur ein Junge wäre!" Und Lise tröstete sie: „Warte nur, bis du sechs Jahre alt bist, dann wirst du einer."

Gräfin zu Reventlov 1903, 18

Für Kinder ist die Erkenntnis, selbst weiblichen oder männlichen Geschlechts zu sein, keine einmalige Einsicht, sondern ein Prozeß. Im Verlaufe dieser Entwicklung müssen die „verborgenen", von Erwachsenen gerade nicht bewußt vermittelten Signale und Zeichen für Geschlechtszugehörigkeit angeeignet werden. Die Aneignung der Geschlechtlichkeit ist der Versuch, einen Code zu entschlüsseln, der nicht ausdrücklich thematisiert werden darf, und der in nichts „übersetzt" werden kann, weil nur innerhalb dieses Codes Identitäten existieren. Allein die gelungene Verständigung und Selbstdarstellung innerhalb des Codes erlaubt die Gewißheit, man habe ihn verstanden, entschlüsselt: Dann ist er aber nicht mehr entschlüsselbar, weil er von einem selbst gelebt wird. Das, was in der Erziehung bewußt thematisiert wird, sind Verhaltensregeln, die unter der Voraussetzung eindeutig geklärter Geschlechtszugehörigkeit geltend gemacht (oder außer Kraft gesetzt) werden können.

Carol Hagemann-White 1988, 233

Ellen, die Protagonistin aus Franziska zu Reventlovs 1903 erschienenem Roman *Ellen Olestjerne* verwünscht ihre rosa und weißen Kleidchen – und hofft nach den falschen Vertröstungen ihres Kindermädchens nun inständig darauf, an ihrem sechsten Geburtstag als Junge aufzuwachen. Sie rebelliert gegen die mit ihrer Einordnung als Mädchen verbundenen Appelle und Anforderungen.

Nicht wenige der heutigen Mädchen – im Kindergartenalter, aber auch darüber hinaus – scheinen ganz im Gegensatz zu dieser frühen fiktionalen Schwester (einem *alter ego* der Autorin zu Reventlov) freiwillig, ja geradezu begeistert auf die Farbe Rosa ‚abzufahren', was sich in einer breiten Palette rosa- und pinkfarbener Produkte niederschlägt. Genannt seien hier etwa „Barbie", „Baby Born", „Lillifee", „Lillebi" oder auch die Mädchen-Serien bei „Lego", „Playmobil" usw.[1] „In der empirischen Realität zeigt sich, dass Kinder ein starkes Interesse daran haben, sich das Geschlechterverhältnis und die damit verbundenen Verhaltensweisen von Männlichkeit/Weiblichkeit anzueignen (…)." (Popp 1999, 61).

Vor dem Hintergrund der diversen Gender-Diskurse und je nach eigener Positionierung sind verschiedene Leseweisen einer solchen Beobachtung möglich:

- Möglicherweise handelt es sich – entgegen allen Ent-Essentialisierungen – um eine notwendige Durchgangsphase im Sinne entwicklungspsychologischer Modelle, in der die Kinder im Sinne einer ‚Reduktion von Komplexität' zunächst einmal eine Über-Vereindeutigung betreiben. (So manche Eltern sehen bzw. erhoffen das so.)
- Eine andere Erklärung wäre, dass die Kinder unter den Bedingungen einer ‚veränderten Kindheit', zunehmender Individualisierung und der Dominanz ge- und verbastelter Lebensläufe und Rollenbilder ganz im Sinne von Beck (1986) Sicherheit in neuen Standardisierungen suchen.
- In Anlehnung an Studien zu Genderbildern in den Medien (z.B. Schmerl 1992) handelt es sich hier eventuell auch um das Produkt einer längst auf globale Absatzoptimierung orientierten kommerziellen Kinderkultur, die mit der zunehmenden Mediatisierung der Kinderzimmer nochmals an Durchschlagskraft gewinnt.
- Nicht zuletzt könnte aber auch die These von der ungebrochenen hegemonialen Kraft der Heteronormativität (erneut) ins Spiel gebracht werden. – Eine Erklärung, die den Reflexionshorizont der meisten Eltern (und nicht weniger ErzieherInnen) noch nicht erreicht hat.
- Weitere Varianten sind möglich, diskursive Konflikte wahrscheinlich.

Letztendlich rekurrieren alle diese Leseweisen aber immer auf – wie auch immer theoretisch fundierte – Sozialisationsprozesse. Dies führt uns zu dem Titel dieses Bandes: Kindheit, Jugend, Sozialisation. Während die Begriffe ‚Kindheit' und ‚Jugend' zunächst einmal Lebensphasen benennen – dass die Annahme der Existenz einer ‚Kindheit' oder ‚Jugend' nicht voraussetzungslos ist, zeigen u.a. die Texte von Schweizer, sowie von Nix/ Blume (im vorliegenden Band) – bezieht sich ‚Sozialisation' explizit auf ein theoretisches Konzept, dessen frühe Ausformulierung am Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem auf Durkheim zurückgeht. Im Gender-Kontext stellt das Konzept ‚Sozialisation' dann in der Formierungsphase der ‚Frauenforschung' in den 1970er-Jahren das zentrale Paradigma dar, erlaubte es doch eine Grundierung jenseits biologistischer Modelle.

Bevor die inzwischen längst hochgradig ausdifferenzierte, von vielfältigen Leseweisen und unterschiedlichen Positionierungen geprägte Debatte um das Konstrukt ‚Sozialisation' im Folgenden in den Blick genommen wird, erscheint es – auch ob der Frage, ob ‚Sozialisation' unter den aktuellen Bedingungen überhaupt noch ein tragfähiges Modell darstellt – hilfreich, noch einmal daran zu erinnern, was der Ausgangspunkt der Debatte war. Dabei ist zu rekapitulieren, gegen welche anderen Diskurse und Annahmen ‚Sozialisation' ursprünglich einmal in Stellung gebracht wurde. Carol Hagemann-White hat im Rahmen des Freiburger Symposiums (s.u.) hier einige wichtige Hinweise geliefert, wenn sie rückblickend unter anderem daran erinnert, dass die Frage, warum nicht wenige Menschen letztendlich in ihre benachteiligten Lebenslagen einwilligen (statt – so ist zu ergänzen – ‚das System' hinwegzufegen) für ihre Generation eine zentrale Irritation darstellte, die mittels Sozialisationstheorie(n) bearbeitbar erschien.

Ebenfalls vor allem in den 1970er-Jahren kommen der Hinwendung zur ‚Sozialisation' aber noch weitere Funktionen zu: Nicht nur konnte damit – insbesondere im Kontext pädagogischer Diskurse – die ‚alte' und spätestens nach 1945 hochgradig problematische Diskussion um ‚Bildung' auf neue Füße gestellt werden (z.B. Baacke 1973). Entscheidender ist Folgendes: Ausgehend von der Analyse der gesellschaftlichen Einflüsse auf Individuen konnte eine Abwehrfront sowohl gegen traditionelle Modelle der Genetik (hier oftmals noch ‚Vererbungslehre') mit ihren Determinismen wie auch gegen die als allzu monokausal empfundenen Konzepte einer von behavioristischem Gedankengut durchtränkten Entwicklungspsychologie aufgebaut werden. Nur so war die Einführung eines Subjekt-Begriffs möglich (vgl. Geulen 2002), der eine Eigenwilligkeit gegenüber einem biologistischen Schicksal mit seiner Unentrinnbarkeit wie auch gegenüber einer durch ‚operationelles Konditionieren' ausgeübten weitreichenden Fremdbestimmung behauptet.

Nicht zuletzt ist erst mit der Hinwendung zum Sozialisationsparadigma die unhintergehbare Voraussetzung geschaffen, um Geschlecht als gesellschaftliche Konstruktion zu denken.

Weitere Leistungen einer ‚soziologischen Sozialisationstheorie' könnten hier angeführt werden. Es erscheint mehr als fragwürdig, ob die in der jüngeren Vergangenheit (möglicherweise auch ob einer modischen Neuigkeitsvolte) postulierte Abschaffung oder Überholung des Sozialisationskonzepts eine inhaltlich wie strategisch sinnvolle Orientierung des Diskurses darstellt. Dies gilt insbesondere aufgrund der Tatsache, dass in den letzten Jahren biologistische Modelle (insbesondere aus dem Feld der diversen ‚Neuro-Sciences') die Erkenntnisse der Sozialisationsforschung massiv und grundsätzlich in Frage stellen – und entgegen aktueller Befunde der Genetik (Bahnsen 2008) einfach-kausale, auf die vollständige Entmächtigung des Subjekts zielende Essentialismen erfolgreich popularisieren.

Die Anfänge: Geschlechtstypische Sozialisation?

Das Konzept ‚geschlechtsspezifische oder auch -typische Sozialisation' wurde in den Anfängen der ‚Neuen Frauenbewegung' in den 1970er-Jahren heiß diskutiert und war ein bei der Entstehung der universitären Frauenforschung zentrales Paradigma. Zentral am Konzept Sozialisation war eine Infragestellung des biologischen oder auch anatomischen Schicksals. Die traditionelle ‚Weiblichkeit' wurde nicht mehr, wie es bis dahin üblich war – und es in weiten Kreisen der Bevölkerung auch heute noch ist – als angeboren oder auch natürlich verstanden, sondern als etwas Kulturelles, das durch Erziehung, vor allem aber auch durch die typische Konstellation im Kontext der traditionellen Kleinfamilie hervorgebracht wird. Wichtig war, dass ‚Geschlecht' damit zu etwas wurde, das man verändern kann. Und dieser Veränderungsanspruch war mit dem Konzept ‚Sozialisation' auf das Engste gekoppelt.

Einen wichtigen Bezugspunkt in der Diskussion stellte Simone de Beauvoirs schon bald zur Bibel des Feminismus avancierte Streitschrift *Das andere Geschlecht dar*, das bereits 1949 auf Französisch und 1951 dann auch auf Deutsch erschienen war. Seine Kernthese lässt sich mit dem berühmten und oft zitierten Satz, „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es." (Beauvoir 1949, deutsch 1951, 265)[2] zusammenfassen. In Deutschland wurde im außeruniversitären Bereich vor allem das Bestseller-Taschenbuch *Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft* (1977) von Ursula Scheu rezipiert, das über Jahrzehnte sowohl für die Gleichstellungspolitik als auch im Rahmen der Mädchenarbeit prägend war. Scheu, Psychologin und Philosophin und lange im Berliner Frauenhaus tätig, beschreibt in ihrer im kämpferischen Duktus der 1970er-Jahre verfassten Streitschrift die Sozialisation zum Mädchen als „Dressur" oder auch als Beschädigung durch erzwungene Anpassung und Unterwerfung.

Ein Zitat aus der Einleitung des oft als populärwissenschaftlich abqualifizierten Bandes soll die Stimmung veranschaulichen, in der die Debatte um Sozialisation damals geführt wurde:

> Wir werden nicht als Mädchen (oder Jungen) geboren, wir werden dazu gemacht! Was das heißt? Es heißt, daß Kinder vom ersten Tag an systematisch in eine Geschlechtsrolle gedrängt und zu Wesen deformiert werden, die wir „weiblich" oder „männlich" nennen. Dieser Prozeß engt beide ein. Das Mädchen aber wird noch stärker als der Junge in seinen potentiellen Fähigkeiten beschränkt, in seiner Autonomie gebrochen und real benachteiligt. (…) Die für ursprünglich gehaltenen weiblichen Eigenschaften wie Mütterlichkeit, Emotionalität, soziales Interesse und Passivität sind nicht etwa natürlich weiblich und angeboren, sondern kulturell anerzogen. Wie das durch direkte und indirekte Einflüsse in den ersten Lebenstagen, -monaten und -jahren geschieht, kann heute mit wissenschaftlicher Präzision in jeder Stufe der Entwicklung aufgezeigt werden. (Ursula Scheu 1977, 7)

Gegenstand ihrer Darstellung, bei der sie auf eine Reihe von Analysen aus dem Bereich der Psychologie zurückgreift, die im Einzelnen mittlerweile als ‚widerlegt' gelten (Popp 1999) oder doch zumindest umstritten sind, sind beispielsweise die Interaktionen von Eltern und anderen Erwachsenen mit Säuglingen beim Stillen, bei der Köperpflege oder beim Spielen, die unterschiedlich ausfallen, je nachdem ob das Kind als Mädchen oder Junge angesehen wird. Dabei werde auch das Verhalten der Kinder entsprechend der Farbe der Bekleidung unterschiedlich interpretiert. Darüber hinaus geht Scheu ausführlich auf den geschlechtskonstitutiven Einfluss von Kleidern, Spielzeug und Medien ein.[3]

Die Anfänge der universitären feministischen Sozialisationsdiskussion waren dagegen in erster Linie psychoanalytisch geprägt. Zentral waren die amerikanischen Theoretikerinnen Nancy Chodorow und Dorothy Dinnerstein sowie auch die Französin Christiane Olivier. Psychoanalytische Theoreme aufgreifend, machen die genannten Autorinnen die ‚traditionelle' Arbeitsteilung und Familienkonstellation, in der die Mutter die erste Bezugsperson darstellt und der Vater zumeist abwesend ist, für die Persistenz psychischer Geschlechterdifferenzen verantwortlich. Frausein oder auch ‚Weiblichkeit' wurde dabei nicht mehr über das Mutter-, sondern in erster Linie über das Tochtersein, d.h. die spezifische Situation im ödipal geprägten Familienkontext charakterisiert. Denn: Alle Frauen sind Töchter. Es werden jedoch nicht alle ihrerseits auch wiederum Mütter. Darüber hinaus nimmt die Erziehung von Kindern nur eine kurze Phase des Lebenslaufes ein.

Das als feministischer Klassiker geltende, von Nancy Chodorow verfasste und stark marxistisch geprägte Buch *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter* (1978, deutsch 1985) gilt als eines der 20 bekanntesten soziologischen Bücher. Wie der amerikanische Titel *The Reproduction of Mothering* – im Gegensatz zum deutschen Titel – bereits deutlich macht, erklärt es die Reproduktion von Frauen als Mütter oder auch deren Bereitschaft, die Tätigkeit des ‚Mutterns' zu übernehmen, da es ansonsten, wie Chodorow deutlich macht, spätestens nach Ende der Stillzeit keinen Grund mehr dafür gebe, dass die Kinderbetreuung in erster Linie von Frauen übernommen werden müsse: Die Ursache für die Bereitwilligkeit, mit der Frauen die Kinderversorgung übernehmen, sieht Chodorow in einer geschlechtsspezifischen Subjektkonstitution, die aus der – insbesondere in kapitalistischen Gesellschaften – vorherrschenden Familienkonstellation mit zumeist abwesenden Vätern resultierte. Die Rolle der primären Bezugsperson übernähmen dadurch zumeist die Mütter – sowohl für Jungen als auch für Mädchen. Während sich Jungen von der übermächtigen, aber ‚anderen' (weil gegengeschlechtlichen) primären Bezugsperson abgrenzten und sich dadurch vor allem am Ideal der Autonomie orientierten, identifizierten sich Mädchen mit der gleichgeschlechtlichen Mutter und dächten dadurch später stärker beziehungsorientiert. Da sie – erwachsen geworden – mit den vorwiegend auf Autonomie ausgerichteten Männern die mit der Mutter erfahrene Nähe nicht erleben könnten, versuchten sie diese Situation mit einem eigenen Kind wieder herzustellen. Das ‚Muttern' von Frauen reproduzierte sich so in der jeweils nachfolgenden Generation.

Der von Christiane Olivier etwa zeitgleich verfasste Band *Jokastes Kinder* (1980, deutsch 1989) knüpft im Gegensatz zu den Ausführungen Chodorows lediglich vermittelt über die französischen PsychoanalytikerInnen Jacques Lacan, Hélène Cixous und Luce Irigaray, deren Denken ihre Ausführungen prägt, an die Ausführungen Sigmund Freuds an. Ihr Fokus liegt auf der Abwesenheit des Vaters, dem es eigentlich ‚zukäme' das kleine Mädchen zu ‚begehren'. Dass dieses gegengeschlechtliche Begehren des Vaters dem kleinen Mädchen nicht im ausreichenden Maße zuteil wird, produziere in der heranwachsenden Frau einen Mangel, der auch noch die Erwachsene grundlegend präge, sodass diese ständig nach männlichen Bewunderern suchen müsse.

Dorothy Dinnerstein, ebenfalls Psychoanalytikerin, fokussiert vor allem darauf, dass die Mutter für das kleine Kind die Person sei, mit der dieses erste Lusterfahrungen sowie erste kindliche Frustrationen erlebe. Dadurch werde sie für das Kind zur Projektionsfläche widersprüchlicher Emotionen. Diese ambivalenten frühkindlichen Gefühle führten bei erwachsenen Männern und Frauen zu einem Nebeneinander idealisierender und negativer Emotionen, die sich aber nun auf Frauen generell beziehen. Einen weiteren für die Persistenz des „Arrangement der Geschlechter" entscheidenden Aspekt sieht Dinnerstein darin, dass das kleine Kind die Mutter als ein Wesen mit geradezu absoluter Macht erlebt: Um sich dieser Übermacht zu entziehen, seien nicht nur Männer, sondern auch Frauen dazu bereit, sich der männlichen Autorität zu unterwerfen.

Die Rolle von gleichgeschlechtlichem Begehren im Kontext Familie, der bei den eben genannten Theoretikerinnen nicht Gegenstand wird, sowie die fatalen Auswirkungen der Heteronormativität, thematisiert die ebenfalls psychoanalytisch argumentierende Oldenburger Soziologin Karin Flaake: Die heteronormative Ordnung, so Flaake, unterbinde das gleichgeschlechtliche Begehren zwischen Mutter und Tochter, indem sie dieses tabuisiere. So entstünde im heranwachsenden Mädchen ein Gefühl des Mangels, das später kein Mann mehr auszugleichen vermöge (2000).

Gemeinsam ist den eben referierten Theoretikerinnen das Plädoyer für eine stärkere Einbindung von Männern in die frühe Kinderbetreuung sowohl im familialen als auch im professionellen Kontext in Krippen, Kindergärten und Grundschulen: Nur eine solche, so folgern sie aus ihren Überlegungen, würde die gesamtgesellschaftliche Situation verändern. Sie wäre für eine Auflösung geschlechterdifferenten Verhaltens entscheidend und würde nicht zuletzt einem misogynen Frauenbild entgegenwirken.

Carol Hagemann-White (1984) wendet sich gegen die simple Linearität einer geschlechtsspezifischen Sozialisation, durch die Individuen quasi zielgerichtet in die Gesellschaft eingepasst werden – dem zentralen Thema zur Gesellschaftskritik in der Frauenbewegung der 1970er-Jahre. Die von Hagemann-White gesichteten Forschungen zu u.a. geschlechtstypischen Leistungen im mathematischen und räumlichen Bereich haben erbracht, dass zum einen die Variation innerhalb der Geschlechtergruppen erheblich größer ist als zwischen ihnen und sich zum anderen Unterschiede, die sich zwischen den Geschlechtergruppen in der Kindheit zunächst kaum nachweisen lassen, in nennenswerter Form erst

ab der Pubertät ergeben, sprich: sich die Mädchen dann im Vergleich zu den Jungen verschlechtern. Daraus lässt sich für Hagemann-White folgern, dass die Ursache dessen weder biologisch-‚natürlicher' noch rein sozialisatorischer Art ist, sondern vor allem auch das Ergebnis der Interaktion individuell-biographischer Lebenszufälle wie etwa Schichtzugehörigkeit u.Ä. mit *angeeigneten* sozialen Strukturen. In ihrer Theorie des „sozialen Systems der Zweigeschlechtlichkeit" geht Hagemann-White davon aus, dass den materiellen Körpern jeweils bestimmte Eigenschaften als ‚weiblich' bzw. ‚männlich' zugeschrieben werden, die normativ gelten. Das generiert die Erwartungshaltung, dass sich Mädchen und Jungen unterschiedlich entwickeln ‚müssen'. Demnach ist es für Erwachsene im Umgang mit Kindern sehr bedeutsam zu wissen, welches Geschlecht diese haben, damit sie ihr Verhalten entsprechend ihres ‚Wissens' orientieren und umgekehrt auch das Verhalten des Kindes zuordnen können – so dass etwa gleiches Verhalten unterschiedlich interpretiert wird. Zwar internalisieren Mädchen im Lauf der Zeit die für sie geltenden sozialen Stereotypen, die dann beispielsweise eben ihr Selbstwertgefühl absenken und ab der Pubertät zu den o.g. schlechteren Leistungen führen, dennoch ist weibliches Verhalten nicht einfach im Rahmen der ihnen unterstellten Dispositionen determiniert: Sozialisation vermittelt Frauen eine Fülle von Verhaltensmöglichkeiten. „weiblich" verhalten sie sich nur situativ und „unter dem Eindruck der von anderen gesetzten Notwendigkeiten" (101) – denn andernfalls könnte eine Sozialarbeiterin etwa den beruflichen Alltag mit ihren KlientInnen nicht meistern, besäße sie zuviel an ‚weiblichem' Einfühlungsvermögen. Nichtsdestotrotz und obschon Frauen heute durchaus erweiterte Handlungsfelder bzw. -chancen haben, sind ihre Lebensperspektiven durch das binäre Geschlechtersystem eingeschränkt, das sie zwingt, sich im Rahmen der Stereotypen zu arrangieren, möchten sie nicht die entsprechenden sozialen Konsequenzen und Risiken dafür tragen, beispielsweise als ‚unweiblich' zu gelten, entscheiden sie sich für eine berufliche Karriere. Durch diese Konfliktlagen wird auch auf emotionaler Ebene bei Frauen häufig eine „Ideologie des freiwilligen Verzichts" erzeugt, die den gesellschaftlichen Machtverhältnissen entspricht. Sie ziehen es ‚auf eigenen Wunsch hin' vor, sich den Stereotypen anzupassen, obwohl sie wissen, dass sie männlichen Leistungen eigentlich in nichts nachstehen. Oder sie nutzen die Polarisierung der Geschlechter als „entlastende Hilfskonstruktion", um Verantwortung abzugeben: Zum Glück gibt es ein paar Dinge, „die sie nicht auch noch zu können brauchen" (103). Müssen Frauen doch davon ausgehen, dass Männer ihnen in ihren ‚weiblichen' Arbeitsbereichen (beispielsweise Haushalt) wohl kaum etwas abnehmen werden.

Die Fortführung: Weibliche Subjektivität?

Vor allem die Ausführungen Chodorows nahmen eine Reihe späterer gendersensibler Autorinnen in den unterschiedlichsten Disziplinen auf. Sie rezipierten dabei oftmals in erster Linie Chodorows Hypothese einer typisch weiblichen Subjektkonstitution, die sich im Gegensatz zur männlichen nicht durch Abgrenzung definiere. Stattdessen ist für diese ein Sich-in-Beziehungen-Denken, eine besondere ‚weibliche' Beziehungsfähigkeit, charakteristisch. So bezieht sich beispielsweise die Entwicklungspsychologin Carol Gilligan, deren Buch *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau* (1982, deutsch 1984) am Anfang der Debatte um die Frage nach einer ‚weiblichen Moral' steht, auf die Ausführungen Chodorows. Und auch die Biologin Evelyne Fox-Keller (1986, deutsch 1998) knüpfte bei ihrer Kritik am Objektivitätsbegriff moderner Wissenschaften an Chodorow an: Sie stellt frappierende Übereinstimmungen zwischen den Normen moderner Wissenschaft und der männlichen, an Distanz und Autonomie ausgerichteten Subjektivität fest. Im politikwissenschaftlichen Rahmen plädiert u.a. Holland-Cunz (1998) für mehr ‚weibliche' Bindungsorientierung – gerade auch im öffentlichen und politischen Raum.

In den unterschiedlichen Fachbereichen wurde – mitunter zeitversetzt – im Rahmen einer durchaus berechtigten Kritik am androzentristischen Weltbild nach einer im besten Fall genuin ‚weiblichen Perspektive' gesucht. Es ging dabei um die Entlarvung des männlichen Bias der nur vermeintlich objektiven und (nicht nur geschlechts-)neutralen Wissenschaft. Der Versuch, der kritisierten männlichen Perspektive eine weibliche entgegenzusetzen, führte dabei jedoch zu einer erneuten ‚Naturalisierung'. Die in gewissem Maße durchaus konstruktivistische und auf Subversion ausgerichtete Position Chodorows wurde dabei‚essentialisiert' und letztendlich affirmativ gewendet.

Ruth Grossmann bringt das Phänomen prägnant und etwas polemisch auf den Punkt: Die Argumentation Chodorows sei in den unterschiedlichsten Kontexten als Subjekttheorie eingefügt worden wo Subjektivität als weibliche oder männliche (1989) begründet werden sollte.

Diese oft sehr selektive Rezeption führte dazu, dass der Name Chodorow und mit ihm die gesamte feministische Sozialisationsdebatte oft dem so genannten ‚Differenzfeminismus' zugeordnet wird. Die zentrale Zielsetzung des Abbaus der polaren Geschlechterordnung wird dabei allerdings übersehen.

Ende und Neubeginn: Kritik und Kritik der Kritik

Spätestens Anfang der 1990er-Jahre kam es zu einer zunehmenden Abkehr von sozialisationstheoretischen Erklärungsmustern: Im Rückblick wird insbesondere immer wieder das Fragwürdigwerden oder auch die Affirmativität des Konzepts eines spezifischen ‚weiblichen Arbeitsvermögens' als ein entscheidender Punkt angeführt (Maihofer 2002, Hagemann-White 2006). Ein weiterer Aspekt war die Kritik, dass die Annahme eines durch die geschlechtstypische ‚weibliche Sozialisation' hervorgebrachten sozialen (weiblichen) Geschlechtscharakters Frau-

en nicht minder festschreibe, als dies bisher durch die Annahme biologischer Dispositionen geschehen sei. Bereits die Frage nach einer geschlechtstypischen Sozialisation akzeptiere dabei bereits eine Dichotomie als solche, reifiziere diese (Gildemeister/ Wetterer 1992), indem sie die Unterscheidung ‚männlich/weiblich' zum nicht weiter diskussionsbedürftigen Ausgangspunkt einer Analyse mache.

Die Abkehr vom Konzept ‚Sozialisation' lässt sich vielleicht als eine Interessenverschiebung verstehen. Ging es bisher darum, erstens deutlich zu machen, dass die vermeintlich offensichtlichen Unterschiede nicht biologisch begründet sind, und zweitens die Bereitschaft zu erklären, mit der die Betroffenen (in diesem Falle: Frauen) eine untergeordnete Position akzeptieren, so sollten nun Geschlechterklischees infrage gestellt werden. Das Theorem der Konstruktion und die Strategie der Dekonstruktion trat so (vor allem unter Bezugnahme auf Butler und Derrida) an die Stelle der Diskussion von Sozialisationsprozessen. Relevant war nun vor allem die Frage nach den (machtdurchtränkten) Diskursen. Auch eine Reihe von Begriffen, die oft im Zusammenhang mit dem Konzept Sozialisation verwendet werden, gerieten in Misskredit, vor allem die beiden Begriffe ‚Subjekt' und ‚Identität'.

Das Problem einer Konzentration auf Sozialisation als Ursache für Geschlechterdifferenz war u.a. für Hagemann-White (2006), dass diese letztlich nur auf quasi schicksalhafte Erziehungs- und Entwicklungsfragen verwies, die einen scheinbar homogenen Geschlechtscharakter erzeugten, und die Benachteiligung von Frauen durch *strukturelle Zwänge* der patriarchalen Gesellschaft überging: In der pädagogischen Praxis fand der ‚gut gemeinte' Versuch statt, eine Gleichwertigkeit der durch spezifische Sozialisation hervorgerufenen Geschlechtsunterschiede anzubahnen, „deren Stärken aufgegriffen und deren Schwächen überwunden werden" (74) sollten; im Bereich Beschäftigung behielt man die Annahme bei, weibliche Arbeitskraft sei qualitativ anders, Frauen hätten aufgrund ihrer Sozialisation für bestimmte Berufsfelder, v.a. Fürsorge und Pflege, eine bessere Eignung. Insofern distanzierte sich Hagemann-White wie viele andere feministische Theoretikerinnen schließlich generell vom Sozialisationskonzept; Kern ihres Einwands war, dass es das hierarchische Zweigeschlechterverhältnis, das ja auch ihr unhinterfragter Ausgangspunkt war, zwar nicht mehr biologistisch, aber eben sozialisationstheoretisch reproduzierte. Daher wendete sie sich eher machttheoretischen Fragen und der interaktiven sozialen Konstruktion von Geschlecht, Geschlechterverhältnissen und -differenzen, dem *doing gender*, zu.

Die rezenten Diskurse um Individualisierung, die implizieren, alle Verantwortung für den eigenen Lebensverlauf liege bei den Einzelnen selbst, blenden, nach Hagemann-White (2006), gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse ebenfalls aus. Zugleich werden durch die Polemisierung des „demokratischen Prinzips universeller Inklusion", in welchem Männer und Frauen heute ‚selbstverständlich' jegliche gesellschaftliche Rolle übernehmen könnten, die sozialen Geschlechterkategorien de-thematisiert und damit die Asymmetrie

der Geschlechterverhältnisse verschleiert, die, ungeachtet aller gesetzlichen Veränderungen, nachweislich weiter besteht: Das Selbstwertgefühl von Frauen sinkt mit Einsetzen der Pubertät noch immer, und nach wie vor unterliegen die Berufsfelder einer weitgehenden Geschlechtersegregation. Das zwingt einerseits dazu, Ungleichbehandlungen anhand der biologischen Kategorien zu überprüfen, und andererseits gerät man schnell in den Verdacht, eine der beiden Geschlechtergruppen besonders fördern zu wollen. Um nun „das Soziale in die Auseinandersetzung um die Geschlechterfrage wieder hereinzuholen" (85), hält Hagemann-White die Reintegration der Sozialisationstheorie in die (de)konstruktivistischen Diskurse für fruchtbar, weil diese seit den 1990er-Jahren gewissermaßen in Ergänzung zu den Individualisierungsdiskursen die Eigenbeteiligung der Subjekte an der Herstellung von Geschlecht stark fokussieren. „Voraussetzung ist, dass das Werden und Handeln der Einzelnen auf der Folie gesellschaftlicher Anforderungen und durch die Geschlechterhierarchie gesetzter Einschränkungen interpretiert werden: „Doing gender" geschieht nicht aus freien Stücken. Ebenso gilt umgekehrt, dass die Verhältnisse vom Handeln der Individuen fortlaufend ausgestaltet werden müssen, um Bestand zu haben" (78).

Auch Angelika Wetterer (2003a) plädiert für eine „konstruktivistische Reformulierung sozialisationstheoretischer „essentials""(17) – Letzteres meint u.a. wohl die passive Entwicklung eines gleich bleibenden Geschlechtscharakters – in der gesellschaftliche Strukturzusammenhänge gleichgewichtig berücksichtigt und darüber hinaus auch biografische Perspektiven integriert werden. Das ist, wie bei Hagemann-White, ihrer Kritik an den Modernisierungsdiskursen geschuldet, die eine De-Institutionalisierung der Geschlechterverhältnisse und die Faktizität von Gleichberechtigung postulieren, deren Semantik in der Empirie nicht richtig greift: Hat beispielsweise der Frauenanteil in höher qualifizierten Berufsfeldern zwar zugenommen, wird die weiter bestehende Asymmetrie im geringen Anteil weiblicher Führungskräfte besonders offensichtlich. Daher bezeichnet Wetterer die fragwürdige Gleichberechtigungsnorm als „rhetorische Modernisierung" (2003b). Das Fortbestehen der Geschlechterdifferenz ist jedoch, wie bei Hagemann-White (1984) schon angedeutet wurde, *lebensalterabhängig*, was Wetterers Forderung, biografische Entwicklungen in die neuere Forschung einzubeziehen, begründet: Jugendliche beispielsweise haben heute bis zum Ende ihrer Schulausbildung eine noch in etwa gleiche Ausgangslage, sukzessive setzt aber mit der Einmündung in die Berufslaufbahn und schließlich mit der ersten Schwangerschaft eine „Re-Traditionalisierung und Re-Vergeschlechtlichung der Lebenslaufmuster junger Frauen und mittelbar auch junger Männer" (Wetterer 2003a, 14 f) ein. Hier ist allerdings unbedingt hervorzuheben, dass das *Selbstverständnis* der Frauen, ihr Leben nämlich nach ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen frei gestalten zu können, sich im Vergleich zu dem ihrer Müttergeneration verändert hat; Letztere hielten sich selbst „dann noch als überwiegend familienorientiert, wenn sie längst ein Leben führten, das man heute als ‚doppelorientiert' bezeichnen würde" (15), sie also gleichzeitig auch berufstätig waren – das ist bei den jungen Frauen in aller Regel umgekehrt, sie empfinden

sich als berufsorientiert und schließen eine Familiengründung nicht aus. Zieht dieses Selbstverständnis der jüngeren Frauen mit den Thesen der Individualisierungsdiskurse gleich und erinnert an die „Ideologie des freiwilligen Verzichts" bei Hagemann-White (1984), ist das Resultat ihrer Lebensbiografie von der ihrer Mütter meist kaum zu unterscheiden.

> Möglich wird diese Kontinuität auf der Ebene der dominierenden Deutungsmuster, weil auch die Entscheidungen, die – von außen betrachtet – einem geschlechtstypischen Muster folgen, als Ergebnis einer individuellen und gemeinsam mit dem Partner ausgehandelten Wahl wahrgenommen werden. Nicht normative Vorgaben haben dazu geführt, (…) Sie selbst wollten es so und haben es so entschieden. (Wetterer 2003a:16)

Vor einem solchen Hintergrund sich selbst konstruierender Subjekte in historisch verfestigen Gesellschaftsstrukturen macht es also Sinn, die Frage der Verschränktheit von Individuum und Gesellschaft wieder genauer unter die Lupe zu nehmen.

Helga Bilden (2006) hält die Integration des Sozialisationskonzepts in neuere feministische Theorieansätze als *Perspektive* ebenfalls für nützlich, weil „sichtbar wird, dass und wie sich Individuen/Subjekte im Prozess ihres Lebens in einer historischen Gesellschaft und Kultur entwickeln und verändern, dabei dynamische innere Strukturen (Persönlichkeitsstrukturen) aufbauen und zum Teil mit der Zeit auch wieder verändern und gleichzeitig an der Reproduktion und Modifikation von Gesellschaft mitwirken" (47 f). Außerdem ermöglicht das Sozialisationskonzept, die biografischen Erfahrungen dieser Individuierungsprozesse zu reflektieren. Bilden betont dabei die Wichtigkeit, intersektionelle Verknüpfungen sozialer Subjektpositionen wie „Schicht, Geschlecht, Ethnizität, Sexualität, Religion, Alter, Behinderung usw. als Sozialisationsmatrix" (54) zu beleuchten, die durch die transnationalen Globalisierungsprozesse eine flexible Identitätskonstruktion herausfordern: Beispielsweise ist Geschlecht für ein Individuum mit einer anderen Hautfarbe oder Religion als die der Mehrheitsgesellschaft direkt oder indirekt mit anderen Bedeutungen und Auseinandersetzungen verknüpft. Globalisierung hat also einerseits erheblichen Einfluss auf Sozialisationsbedingungen genommen, stellt sie durch die Pluralisierung der Lebensstile, neue Ungleichheitsstrukturen und Verunsicherungen in sozialer und ökonomischer Hinsicht erhebliche Ansprüche an die Individuierung. Andererseits aber bleibt „die ‚Zuständigkeit' von Frauen für die unmittelbare Reproduktion (Hausarbeit, Kindererziehung, familiäre Alten- und Krankenpflege, in vielen Ländern Subsistenzwirtschaft) erhalten" (59). Angesichts dieser Komplexität und Widersprüchlichkeiten rezenter gesellschaftlicher Strukturbedingungen kann „*die Frage nach Sozialisation und Geschlecht nicht mehr isoliert*" (48, Hervorhebung im Text) gestellt werden, machen „pauschale Aussagen zur Veränderung von Geschlechterverhältnissen … keinen Sinn" (59), vor allem, wenn man den bisherigen Ethnozentrismus in der Forschung nicht beibehalten will. Dementsprechend plädiert Bilden für „*biografische und ethnografische*

Zugänge in der Sozialisationsforschung der Kontextualisierung durch Analyse umfassender zeitgenössischer gesellschaftlicher Prozesse und Strukturen" (65, Hervorhebung im Text).

Andrea Maihofer (2002) kritisiert, dass man in den 1980er- und 1990er-Jahren durch die Fokussierung auf soziale Machtverhältnisse und *doing gender* als dem *Prozess* einer vergeschlechtlichten Subjektivierung für das Subjekt-*Sein*, also für die Inkorporierung von Geschlechterverhältnissen in Individuen, blind geworden sei, diese „tabuisiert" habe. Das aber genau „macht einen zentralen Aspekt der „Produktivität" (Foucault 1979) gesellschaftlicher Hegemonie(n), gesellschaftlicher Macht- und Kraftverhältnisse aus" (18). Ohne dass sie sich damit *gegen* eine strukturtheoretische Sichtweise wenden will, hält Maihofer damit die „gelebte *Materialität* dieses Effektes gesellschaftlich-kultureller Praxen ‚im' Individuum" für „eine der zentralen Fragen, für die eine Geschlechtertheorie (…) derzeit eine Lösung finden muss" (20, Hervorhebung. im Text).

In dieser Herangehensweise aber sieht u.a. Bettina Dausien (2006) die Gefahr, sich beispielsweise durch die Verwendung von Dualismen wie dem ‚Innen' des Individuums und dem ‚Außen' der Gesellschaftsstruktur erneut in „zu Recht kritisierte( ) Probleme( ) des Sozialisationsparadigmas zu verstricken" (27). „Anstatt das Konzept *doing gender* für die subjekttheoretische Leerstelle verantwortlich zu machen" (28), befürwortet Dausien eine „empirisch-rekonstruktive Theoriebildung" anhand biografisch-ethnomethodologischer Ansätze in konkreten Kontexten, um sich wieder an die Subjektfrage anzunähern – sie entspricht hierin im Wesentlichen den Vorschlägen der vorgenannten Autorinnen Hagemann-White, Wetterer und Bilden.

Diese Diskussionsbeiträge machen deutlich, dass nach der (de)konstruktivistischen ‚Engführung' wieder eine Meta-Debatte über Grundlagen und blinde Flecken der bisherigen Forschung in Gang gekommen ist. Dies zeigte sich auch während des Symposiums zur Veranstaltungsreihe „Kindheit – Jugend – Sozialisation", dessen Ergebnisse im Folgenden vorgestellt werden.

Symposium „Plädoyer für eine Reintegration von Sozialisationsansätzen in den aktuellen Gender Studies"

> *Geschlechtsidentität ist nicht etwas das wir einfach haben, sondern etwas, das eine Norm ist, die in unserer Gesellschaft zentrales Element und zwar Strukturelement der Geschlechterordnung ist.*
>
> Andrea Maihofer

> *Das Kernproblem liegt darin, dass soziale Prozesse und psychische Prozesse keinen kausalen Vermittlungszusammenhang haben.*
>
> Albert Scherr

> *Ungleichzeitigkeiten in der Entwicklung sind nicht lebenslange Prägungen, sie können aber unter bestimmten Bedingungen eine Wirkung haben.*
>
> Carol Hagemann-White

Im Rahmen des Freiburger Symposiums „Plädoyer für eine Reintegration von Sozialisationsansätzen in den aktuellen Gender Studies" waren mit Andrea Maihofer und Carol Hagemann-White zwei zentrale Protagonistinnen der Debatte um das Konzept ‚Sozialisation' vertreten. Ihre Vorträge sollen im Folgenden kurz referiert werden:

Andrea Maihofer: Die Verhältnisse dramatisieren und ändern

Andrea Maihofer, die in Basel das *Zentrum Gender Studies* leitet, stellte gleich zu Beginn ihres Vortrages – die Komplexität des Diskurses spiegelnd – die von ihr zunächst als wichtig hervorgehobene sozialisationstheoretische Grundfrage: „Wie müssen wir uns den Prozess vorstellen, in dem Individuen im Laufe ihres Lebens zu Männern oder Frauen werden?" sofort wieder in Frage: Es bleibe nämlich fraglich, ob das „die richtige Formulierung" sei. Und auch alle weiteren, sich an diese erste anschließenden Fragen seien solche, bei denen „man fast hinter jedes Wort ein Fragezeichen setzen, die man diskutieren müsste."

Nichtsdestotrotz müsse aber die Frage nach der Sozialisation in den Gender Studies gestellt werden, nicht zuletzt um nicht (wieder) sozio-biologischen Ansätzen, die die Differenzen ausschließlich als determinierende biologische erklärten, das Feld zu überlassen. Damit knüpft Maihofer an eigene Thesen aus früheren Veröffentlichungen (2002; Maihofer/ Theweleit/ Degele 2007) an, in denen sie eine aus ihrer Sicht beobachtbare Tabuisierung von Sozialisationskonzepten kritisiert.

Anders als in diesen früheren Veröffentlichungen wendete sie sich jetzt vor allem der Frage nach der Inkorporierung in das psychische System („psychische Materialisierung") zu, die bisher nicht bearbeitet werde. Es gäbe – aus welchen Gründen auch immer – eine Sperre, diese Prozesse in den Blick zu nehmen:

> Meistens wird dabei eher von einer Materialität im Sinne von körperlicher Inkorporierung gesprochen. Die psychische Materialität oder Materialisierung dieser sozialen Prozesse wird nach wie vor eher ausgeklammert.

Nach Maihofer ist dabei bisher weder geklärt, wie entsprechende Prozesse theoretisch zu fassen sind, noch, wie sie auf empirischer Basis beobachtet und analysiert werden können.

Maihofer machte dann deutlich, dass es für sie von besonderem Interesse ist, die *Verbindung* von strukturellen und individuellen Prozessen zu analysieren. Es sei wichtig, nicht von zwei getrennten Prozessen – hier Struktur, da Individuum – auszugehen (wie es viele der älteren Modelle der Sozialisationsforschung tun), sondern stattdessen herauszuarbeiten, dass die Entwicklung eines geschlechtlichen Individuums ein rekursiver Prozess ist:

> In der Tat gibt es eine ganze Reihe von Ansätzen, die versuchen, eine Verbindung von strukturellen und individuellen Prozessen deutlich zu machen. Also eben nicht von zwei getrennten Prozessen auszugehen, hier Struktur, da Individuum, sondern eben deutlich zu machen, dass die Entwicklung eines geschlechtlichen Individuums ein Strukturprozess ist. Wir tun ja immer so als wäre das ein individueller Prozess und daneben, da drüben, woanders sind strukturelle Prozesse. In diesen Ansätzen, die mich interessieren, wird sowohl das Inkorporierende, also die Materialisierung auf der körperlichen wie der psychischen Ebene, wie auch eine Verbindung von strukturellen und individuellen Prozessen versucht, indem deutlich gemacht wird, dass individuelle Prozesse selbst strukturelle Prozesse sind.

Aus Maihofers Perspektive sind es vor allem die Ansätze von Michel Foucault, Pierre Bourdieu, Irving Goffman und Judith Butler, die eine komplexere (und damit adäquatere), theoretisch fundierte Analyse von Sozialisationsprozessen (insbesondere mit Blick auf die Entstehung einer Geschlechtsidentität) ermöglichen. Dabei macht sie noch einmal darauf aufmerksam, dass der aktuelle Stand des Diskurses wesentlich dazu beiträgt, aus der Frage nach den Sozialisationsprozessen eine „wirklich schwierige" Frage zu machen. Mit Blick auf den Diskurs, so Maihofer, wird klar,

> dass die Frage nach dem Prozess der geschlechtlichen Sozialisation, nach der Herausbildung einer männlichen oder weiblichen Geschlechtsidentität eigentlich erst dann eine wirklich schwierige Frage wird, wenn eben von einem anti-essenzialistischen oder/und dekonstruktivistischen Verständnis von Geschlecht, Geschlechtlichkeit und Geschlechterdifferenzen ausgegangen wird.

Dem von Scherr eingebrachten Vorschlag, die (nach Maihofer) ‚metaphysische Trennung' von Struktur und Individuum, wie auch die sich aus dem dekonstruktivistischen Verständnis von Geschlecht ergebenden theoretischen und empirischen Probleme via einer Orientierung auf ‚Selbstsozialisation' zu

überwinden, erteilt Maihofer dann allerdings eine Absage. Ausgehend von einer Leseweise, die das Präfix ‚Selbst-' im Sinne neo-liberalen Diskurslinien verortet, hebt sie hervor, dass die „Überhöhung des Selbst - oder der Selbstverantwortung – oder eben der Freiheit des Ichs" auch eine gesellschaftliche Konstruktion sei, hinter der sich – mit Foucault – möglicherweise eine neue Herrschaftstechnik verbirgt.

Am Ende ihrer Argumentationslinie benennt Maihofer dann ein doppeltes Desiderat der Debatte: Zum einen bedarf es dringend der Orientierung an Ansätzen, die nicht von perspektivischen Verkürzungen (beispielsweise Struktur versus Individuum) geprägt sind, zum anderen führten diese Verkürzungen dazu,

> dass in der Geschlechterforschung noch sehr wenig Wissen darüber produziert wird (und darüber geforscht wird), nicht nur wie in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen Geschlechterdifferenzen hergestellt werden, sondern eben auch, welche Effekte das in den Individuen hat.

Die Angst davor, über die Analyse von zunächst einmal beobachtbaren Unterschieden die gesellschaftliche Geschlechterordnung erneut festzuschreiben, darf dabei – so Maihofer – keinesfalls handlungsleitend sein. Vielmehr bedürfe es der „Dramatisierung" der Verhältnisse, um sie dann ändern zu können.

Carol Hagemann-White: Brücken schlagen zwischen Sozialisation und Biologie

Carol Hagemann-White überschrieb ihre Ausführungen mit „Sozialisation zwischen Konstruktion und Biologie". Auch sie erinnert zunächst einmal daran, dass das Sozialisationsparadigma nicht nur von dekonstruktivistischer Seite kritisiert wird, sondern gleichzeitig auch von Seiten der Biowissenschaften oder auch der „Bindestrich-Biologien" (u.a. Evolutionspsychologie, Soziobiologie und Neuropsychologie) eine Kampfansage erlebt:

> Werfen die einen der Sozialisationstheorie vor, ein zu hohes Maß der Determiniertheit der Individuen durch die Umstände und die Lebensgeschichte und insbesondere natürlich durch die Kindheit zu unterstellen, so kritisieren die anderen, Sozialisationsmodelle würden die realen Determinanten von Geschlechterdifferenz ignorieren und nicht selten diesbezüglich ignorant sein.

Für den Streit im gender-theoretischen Diskussionzusammenhang machte die in Osnabrück lehrende Erziehungswissenschaftlerin und Geschlechterforscherin die mangelnde Anstrengung um gegenseitiges Verständnis verantwortlich: „Die Streitlinien scheinen sehr verwirrend, weil die Autoren auf verschiedene Fragen eine Antwort suchen ohne sich das wechselseitig zuzugestehen." So würden unnützerweise oft „Pappkameraden" bekämpft. Sie appellierte dafür,

sich bei der Auseinandersetzung mit womöglich zunächst erst einmal unverständlich erscheinenden Positionen zu fragen „Was möchte die Autorin oder der Autor von dem Konzept Sozialisation? Wollte ich das auch, oder ist es eine andere Frage?“ anstatt diese vorschnell als „unzutreffend“ abzuqualifizieren.

Um die Verschiedenartigkeit der unterschiedlichen Zugriffsweisen auf ‚Sozialisation‘ noch einmal plastisch vor Augen zu führen, stellte Hagemann-White pointiert eine Reihe unterschiedlicher Herangehensweisen mit ihren zentralen Fragestellungen vor:

- So ginge es manchen AutorInnen darum, zu „verstehen, wie sich Gesellschaften mit einigermaßen stabilen Strukturen fortpflanzen können.“ Wobei es unerheblich sei, ob sich alle Individuen einordneten.
- Anderen ginge es darum, mit dem Konzept ‚Sozialisation‘ für jedes einzelne Individuum rekonstruieren zu können, wie es sich die gesellschaftlichen Verhältnisse aneigne und sich dabei als Subjekt konstruiere.
- Wiederum andere Autoren und Autorinnen thematisierten Sozialisation, um „die historisch und gesellschaftlich feststellbare Einwilligung der davon selbst Betroffenen in benachteiligten Lebenslagen zu begreifen“. Dabei gelte das Interesse, so Hagemann-White, „nicht primär den Individuen“, vielmehr gehe es um „kollektive Schicksale“, wie beispielsweise im Zusammenhang mit der schichtspezifischen oder auch geschlechtsspezifischen Sozialisation.
- Andere Sozialisationstheoretikerinnen – vermutlich in erster Linie aus dem Bereich der Erziehungswissenschaften – gehe es dagegen um „eine prognosefähige Aufschlüsselung der Wirkungen von Erziehungsmilieus und Erziehungsmethoden auf die Entwicklung der Individuen“.
- Man könne, so führte Hagemann-White weiter aus, an Sozialisationstheorien auch den Anspruch richten, „das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft auf hoher Allgemeinheitsebene zu bestimmen“. Ginge es dabei darum, die Verhältnisse, die als kritikwürdig bewertet werden, zu erschüttern und sollten die Ideen, die diese Verhältnisse stützen hinterfragt werden, kämen hier „diese ständigen Fragezeichen zustande, die Andrea Maihofer anspricht“ und man müsse „bei jedem Wort sagen: Das setze ich in Anführungszeichen.“.
- Und schließlich, so Hagemann-White, könne sich mit der Frage nach Sozialisation auch die Neugierde verbinden, wie es „genau funktioniere“, so beispielsweise bei der Forschung unter dem Label ‚*doing gender*‘. Hier stünde die Frage im Vordergrund: „Wie kommen Menschen zu dem Leben das sie führen?“.

Den Begriff ‚Selbstsozialisation‘ (den sie ähnlich wie Maihofer mit einem starken Fokus auf ‚Selbst-‘ liest) wertete Hagemann-White dann allerdings als „wenig neu“ ab: Sozialisationstheorien, so postulierte sie, hätten bereits „von Anfang an“ zwischen der je unterschiedlichen Betonung von „Festlegungen und Gestaltungsräumen“ regelrecht gependelt:

> Immer dann, wenn die Sozialisationstheorie-Aussagen zu glatt wurden und den Eindruck erweckten, die Subjekte werden restlos entsprechend dem Bedarf an Stabilisierung sozialer Systeme geformt und geprägt, kam Widerspruch auf und immer wenn die Gestaltungskraft der Individuen zu sehr in den Vordergrund gelangte, wurden Zwänge und kollektive Zuweisungen zum Thema. Das geschieht, auch wenn es ein bisschen anstrengend ist, auch heute noch.

Anhand einer Reihe zugespitzter Beispiele zeigte sie, wie die derzeit verbreiteten soziobiologischen Erklärungen geschlechtstypischen Verhaltens durch ein konsequentes Zu-Ende-Denken ad absurdum zu führen sind. So bezog sie sich auf die Ausführungen des Bremer Soziologen und Völkermordforschers Gunnar Heinsohn, nach der ‚sozial nicht verwertbare' junge Männer im arabischen Raum todessehnsüchtig in den heiligen Krieg ziehen:

> Ein ähnliches Problem hat man bei den Theorien von Gunnar Heinsohn über die überschüssigen jungen Männer, die zu Krieg, Gewalt und Terrorismus neigen, weil sie zu viele sind im Verhältnis zu den älteren Männern und daher keine Chancen auf Ansehen, Geld und Macht haben. Evolutionär müsste das eigentlich selektiert sein, dass diejenigen die es schaffen, dass die anderen in den Krieg ziehen, überleben und sich fortpflanzen und diejenigen, die als junge Männer bereit sind in den Krieg zu gehen, müssten eigentlich evolutionär weg selektiert werden und es dürfte sie eigentlich nicht mehr geben.

Im Anschluss machte sie dann aber deutlich, dass es sich Gender-Theoretikerinnen bei ihrer Kritik ‚der Biologie' häufig zu einfach machten, indem sie eine Biologie kritisierten, die bei Weitem nicht mehr dem heutigen Kenntnisstand entspreche:

> Die Vorstellung der Gene als letzte Ursachen einer Art Homunculus-Gedanke, als atomare Träger von festgelegtem Verhalten, ja überhaupt die Idee einer linearen Kausalität zwischen Gen und Organismus ist längst der Erkenntnis von Wechselwirkungen – und zwar sehr komplexen Wechselwirkungen – gewichen. Deshalb ist das Theorem einer umfassenden, genetischen Verursachung allen Verhaltens mit dem heutigen Stand der Genetik eigentlich kaum vereinbar. Selbst die genetische Anlage für die Herausbildung der einzelnen Organe am Körper bedarf der Mitwirkung des Zellmaterials. Biologisch bedeutet also keineswegs ‚einseitig determiniert', von Gene auf Verhalten, sondern Wechselwirkungen.

Entsprechend hält sie es für sinnvoll, differenziertere Aussagen zu biologischen Voraussetzungen ernst zu nehmen und an diese anzuknüpfen. Dabei sei es jedoch wichtig, die Frage mitzuführen: „Wie kann man sozialisationstheoretisch die Bedeutung geschlechtsdifferenter Körper einfangen ohne auf überholte Modelle der mechanistischen Erklärung oder Stereotype zurückzugreifen? Die Lösung dafür sehe sie „in der dichten Beschreibung kultureller und sozialer Praxis als Brücke zwischen Sozialisation und Biologie."

Als Beispiele eines solchen Ansatzes referiert Hagemann-White zwei empirische Studien zum geschlechtstypischen Verhalten von Kindern:

Julia A. Sherman beschreibt die Herausbildung unterschiedlicher kognitiver Fähigkeiten ausgehend von zunächst geringfügigen Unterschieden in der Entwicklung: einer geringfügigen Tendenz von Mädchen früher zu sprechen stünde ein Vorsprung von Jungen im grobmotorischen Bereich gegenüber. Mädchen würden sich in der Folge bei der Problemlösung stärker auf ihre sprachliche Kompetenz verlassen, eine Strategie die zu einer entsprechenden Spezialisierung im Gehirn (höhere Sprachkompetenz) führe. Infolgedessen würden sie deshalb womöglich auch dazu neigen, mathematische Probleme zunächst sprachlich anzugehen – sofern sie es nicht anders beigebracht bekämen oder selbst darauf stießen, dass sich manche mathematischen Probleme auf diese Weise langsamer oder auch weniger gut lösen lassen.

Jungen dagegen seien geneigt, bei der Problemlösung ‚räumliche Strategien' anzuwenden. Entsprechend dieser Neigung würden sie Streit handfest austragen, ohne mühsam nach den richtigen Worten suchen zu müssen. Sie würden so ihre Muskeln trainieren und auch die entsprechenden Muster im Gehirn entwickeln, bis sie dann irgendwann doch noch darauf stießen, dass mit einer differenzierten Sprache manche zwischenmenschlichen Probleme befriedigender zu lösen sind. Vielleicht hätten diese Jungen aber trotzdem bei allem, was sich unmittelbar mit räumlichem Vorstellungsvermögen und experimentellem Handeln angehen lasse ohne in Sprache gefasst zu werden, einen gewissen Vorsprung und damit auch in einigen Teilen der Mathematik.

Wenn die Schule, so Hagemann-White, in keiner Weise die jeweiligen Stärken und Schwächen ausgleicht und diese einfach als geschlechtstypisch akzeptiert, komme es zu einer weiteren Verstärkung.

Im zweiten von Hagemann-White angeführten Beispiel geht es um die Entwicklung unterschiedlicher Spielstile in gleichgeschlechtlichen Gruppen, ausgehend von den oben angeführten geringfügigen Entwicklungsunterschieden. Einmal vorhanden, verstärken sie sich weiter – und tragen darüberhinaus zur Abgrenzung gegenüber dem jeweils ‚anderen' Geschlecht bei:

> Die Mädchen erscheinen den Jungen als überempfindlich und zickig, die Jungen den Mädchen dagegen rücksichtslos und unreif. Sie haben jeweils Spielstile in der gleichgeschlechtlichen Gruppe eingeübt, die nicht zueinander passen. Hier könnte man eingreifen und die Kinder dazu ermutigen gewisse Dinge zusammen zu machen. Wenn diese Stile jedoch statt dessen verstärkt und verfeinert werden, kann das allmählich zu einem Bild von Eigenschaften führen, die konstruiert werden um ‚dazuzugehören': Mädchen, die eigentlich gerne beim Fußball mitspielen möchten, schreiben sich dann gewissermaßen selbst vor, zu sagen: „Iih, das find ich gar nicht schön und ich möchte lieber Gummitwist spielen!". Und Jungen, die zuhause gerne beim Gummitwist mitmachen, sagen auf dem Schulhof plötzlich: „Igitt, ein Mädchenspiel!" So entsteht ein Kreislauf, der zur Konstruktion und Verstärkung von Eigenschaften führt. Diese müssen jedoch nicht unbedingt dauerhaft und

> zwingend fortbestehen und sind als solche natürlich nicht biologisch Gegebenes. Sie haben sich aber an bestimmte biologische Tendenzen anknüpfend entwickeln können.

Hagemann-White schränkt jedoch ein:

> Weder ist die Spezialisierung der Gehirnhälften, noch das räumliche Vorstellungsvermögen, noch die gezielte Bündelung von Körperkraft in Auseinandersetzungen eine angeborene Überlegenheit oder Disposition, sondern diese Differenzen entstehen aus einer Folge von aufeinander aufbauenden, geringfügig unterschiedlicher Präferenzen bei der Problembearbeitung.

Abschließend betonte Hagemann-White, dass ausgehend von solchen Beobachtungen „keine gesellschaftstheoretischen Allgemeinaussagen über Frauen und Männer" gemacht werden können. Verstanden werden könne darüber hinaus auch nicht, „wodurch und wie Differenz in Hierarchie eingebettet wird oder wie es zur Einwilligung in eigene Beschränkungen und Unterdrückungen kommt". Entscheidend sei es aber trotzdem, „zu gucken, wie entwickelt sich ausgehend von einem minimalen Unterschied zunächst eine Tendenz, dann eine Präferenz und schließlich ein eingeübtes Muster". Erklärt sei damit aber noch nicht „der Kontext, in dem diese Muster eine symbolische Bedeutung bekommen". Klar sei jedoch, dass dieses „viel zu tun [habe] mit einem symbolischen System von Zweigeschlechtlichkeit und mit der Notwendigkeit, die die Individuen erleben, sich darin plausibel zu platzieren und sich daran zu beteiligen."

An der Diskussion, die von Nina Degele geleitet wurde, war neben Andrea Maihofer und Carol Hagemann-White der Freiburger Soziologe Albert Scherr beteiligt, der mit seinem Vortrag, auf den weiter unten noch eingegangen wird, die Veranstaltungsreihe eröffnet hatte.

Allgemeiner Konsens bestand zwischen den Diskutierenden hinsichtlich der Sinnhaftigkeit, ja sogar Notwendigkeit, den Begriff ‚Sozialisation' in den Gender Studies wieder verstärkt zu verwenden – nicht zuletzt, da ansonsten

> die Soziobiologie auf die Fragen nach der Entstehung geschlechtstypischen Verhaltens und geschlechtstypischer Persönlichkeitsstrukturen Antworten geben, wenn die zerstrittene Sozialisationsforschung diese Antworten schuldig bleibe. (Nina Degele)

Die Renaissance soziobiologischer Erklärungen und die Bereitschaft, biologische Schicksale (nicht nur im Zusammenhang mit der Geschlechterthematik) glaubwürdig zu finden, stelle sich für Hagemann-White als geradezu „logische Kehrseite der zunehmenden Verantwortungsübertragung auf die Individuen" dar. Im Fortgang der Debatte machte Hagemann-White aber auch deutlich, dass ‚die Biologie' jedoch nicht nur als ‚Feind' begriffen werden dürfe.

Einigkeit bestand auf dem Podium weiterhin auch darüber, dass der empirischen Forschung bei der Auseinandersetzung mit Sozialisation große Relevanz zukommen müsse. So fragte Nina Degele nach Ansätzen für die konkrete Gestaltung einer seriösen Empirie. Diese dürfe – so ergänzte Andrea Maihofer – vor allen Dingen nicht „hinter das dekonstruktivistische Verständnis von Geschlecht zurückfallen".

Kontroverser wurde die Diskussion bezüglich der Frage nach einer geeigneten Begrifflichkeit: Während Andrea Maihofer die Klärung der Begrifflichkeit noch vor der Auseinandersetzung mit dem empirischen Forschungsfeld als notwendig erachtet, betonte Hagemann-White, dass sie vor Beginn der Untersuchung „nicht erst die Begriffe für alles" haben müsse. Sie ginge stattdessen eher umgekehrt vor: „Ich würde eher überlegen, was ist ein ergiebiges empirisches Feld für die Entdeckung von Sozialisationsprozessen und versuche, vom Material her zu arbeiten." Mit ihrem Hinweis, dass „unterschiedliche Begrifflichkeiten am Material entwickelt" wurden, verweist sie dabei vermutlich auf die Grounded Theory. Maihofer setzte dem entgegen, dass man, um überhaupt mit der Interpretation von empirischem Material beginnen zu können, eine entsprechende Begrifflichkeit benötige. Es sei nicht möglich diese „nur aus der Empirie" zu entwickeln, da sie auch in Verbindung mit theoretischen Überlegungen stehen müsse.

Albert Scherr machte den Vorschlag, aus alten Begriffen neue zu entwickeln, ein Vorschlag, dem sich Hagemann-White anschloss: Es sei, so führte sie aus, „immer wieder fruchtbar ältere Begriffe aufzunehmen" und deren Anwendbarkeit auf die untersuchte empirische Realität zu überprüfen. Hagemann-White kritisierte darüber hinaus, dass „eine Debatte, die ständig neue Wort-Tabus schöpfe, nicht als eine Errungenschaft zu sehen" sei. Stattdessen müsse sie ihrerseits durchaus auch kritisch betrachtet werden: „Worttabus", so Hagemann-White, seien „selten fruchtbar".

Irritationen

Im Anschluss an das diesen Text einleitende Zitat von Hagemann-White drängt sich die provokante Frage auf, ob nicht ausgerechnet eine radikale Veruneindeutigung der Geschlechtszugehörigkeit dieselbe für die nach der ‚geheimen Ordnung' suchenden Kinder geradezu zum Mysterium werden lässt. So findet sich in den Diskursen der Psychologie die Aussage, dass Menschen nicht ohne Kategorienbildungen auskommen, da sie die Welt strukturieren, die Massen an Informationen, die unaufhörlich auf die Sinne hereinstürzen, ordnen und damit erfass- und bearbeitbar machen. Wäre es theoretisch also denkbar und von manchen sogar als wünschenswert erachtet, die Kategorie Geschlecht uneindeutig zu machen, um die damit verbundenen sozialen Zwänge zu liquidieren, wäre es äußerst wahrscheinlich, dass stattdessen andere Kategorisierungen gefunden würden, um Menschen einzuordnen bzw. um Gruppenzugehörigkeiten zu bestimmen – und damit würden Kinder sich schlicht diese anderen sozial

relevant gewordenen Distinktionen aktiv aneignen wollen, um an Gesellschaft teilnehmen zu können.

Die Philosophin Hilge Landweer (1994) bezweifelt allerdings überhaupt die Möglichkeit, dass Geschlecht als soziales Bedeutungssystem auszuhebeln ist. Denn, so Landweer, Geschlechterdifferenz wird eben nicht nur rein diskursiv hergestellt (z.B. Butler 1990 deutsch 1991; 1993, deutsch 1994), sondern das Faktum menschlicher *Generativität* ist verantwortlich für die eminente Ideologieanfälligkeit des (binären) Geschlechterbegriffs und verursacht quasi den Geschlechtssymbolismus. Analytisch lassen sich Sexualität/Leiblichkeit (Sozialität) und Fortpflanzung/Körper (biologisches Ausgangsmaterial) zwar voneinander trennen. Aber es stellt sich das Problem, dass beides am selben Ort – dem Individuum – miteinander verschränkt ist, dass Sexualität nicht nur in der Leiblichkeit allein verankert ist, sondern auch im biologisch-substanziellen Ausgangsmaterial, das die Grundlage für den Fortbestand der menschlichen Art ist. Insofern gibt es nach Landweer keine völlige Beliebigkeit in der Geschlechtersymbolik, denn: nicht das Bezeichnete ist beliebig, sondern die Bezeichnung. Letztere beruht auf leiblich-affektiven, vorbegrifflichen(!) Prozessen (wie etwa Menstruation/Erektion), für die ein Vokabular gefunden wird. Soziale Geschlechtersymbolik wäre damit eine Antwort auf die Physiologie und die aus der Physiologie hervorgehende leiblich-affektive Betroffenheit entsprechend die Voraussetzung für soziale Symbolisierungsprozesse. Das heißt: Aufgrund der Generativität also sind die GeschlechtsagentInnen gerade *nicht* ‚geschlechtslos'. Jedoch sind sie in eine soziale Welt eingebunden, in der unaufhörlich symbolische Artikulationsprozesse ablaufen, die zu einer Kategoriebildung führen – und anhand derer die unterschiedliche Behandlung bzw. unterschiedlichen Zugänge von Geschlechtern in einer Gesellschaft legitimiert bzw. institutionalisiert werden. Insofern gibt es für Landweer auch kein biologisch eindeutiges Substrat im Sinne einer selbstverständlich vornehmbaren Natur/Kultur-Unterscheidbarkeit, gibt es für sie nichts Außerdiskursives (wie auch bei Butler), denn die (Sinnes-)Wahrnehmung vorsprachlicher, rudimentärer Typen ist von Anfang an ein bedeutungskonstituierender Akt. Aber daraus folgt *nicht*, dass es *keinen* Weltbezug für die Kategorie Geschlecht gibt. So lassen sich nach Landweer aufgrund der Generativität Mythenbildungen über Geschlecht bzw. Geschlechterdifferenz nicht verhindern, jedoch könnten diese Mythen mit alternativen Inhalten gefüllt werden. Lotte Rose (in diesem Band) bezieht sich zwar nicht explizit auf Landweer, doch sie hat eine ähnlich ‚pragmatische' Sichtweise: „Gruppen und Individuen brauchen (…) Distinktionsprozeduren", aber „die Ursache von sozialer Ungleichheit" sind „(n)icht diese Unterscheidungsakte an sich (…), sondern erst ihre soziale Codierung."

Sozialistionsdiskussion(en) außerhalb des Gender-Kontextes

Die obige Darstellung der Traditionslinie von Debatten um ‚Sozialisation', wie auch um die verschiedenen Varianten eines ‚Sozialisationstheorems' innerhalb des Gender-Kontextes zeigt streckenweise eine deutlich andere Schwerpunktsetzung, als sie beispielsweise im Kontext der bundesrepublikanischen ‚Jugendforschung' oder auch einer ‚jugendsoziologischen' Sozialisationstheorie (vgl. Hoffmann/ Merkens (2004)) zu beobachten ist. Während sich der Gender-Diskurs (mit Ausnahme von Hageman-White) zunächst einmal sehr stark an den psychoanalytisch grundierten Texten von Chodorow und Nachfolgerinnen orientiert, um dann poststrukturalistische Konzepte in den Vordergrund zu stellen, orientiert sich die jüngere bundesrepublikanische Jugendforschung stärker an im engeren Sinne ‚soziologischen' Konzepten. Dass es hier nicht immer ganz einfach ist, eine ‚Anschlussfähigkeit' (insbesondere zu systemtheoretisch inspirierten Konzepten) herzustellen, wurde nicht zuletzt auch in den Debatten im Rahmen des Freiburger Symposiums deutlich.

Einigkeit besteht allerdings bei der Bestimmung des historischen Ausgangspunktes: Émile Durkheims Schrift *Regeln der soziologischen Methode* gilt als erste grundlegende Formulierung einer ‚Theorie der Sozialisation'. Die unter dem Eindruck eines weitreichenden gesellschaftlichen Wandels – der Etablierung einer arbeitsteiligen Gesellschaft (vgl. Baumgart 2008) – entwickelte These, Gesellschaft

> werde nicht primär durch äußeren Zwang, durch Gesetze und polizeiliche Maßnahmen oder durch ein an den Tauschprinzipien des Marktes orientiertes Nützlichkeitsdenken der Individuen zusammengehalten. (Baumgart 2008, 32)

Die Individuen „müßten vielmehr die überlebensnotwendigen Regeln der Gesellschaft durch Erziehung und Sozialisation als zweite Natur verinnerlicht haben, wenn das gesellschaftliche Zusammenleben funktionieren soll" (Baumgart 2008, 32).

Diese aus heutiger Sicht unterkomplex und zu eindimensional (schließlich läuft es hier auf ‚Anpassung' der überwiegenden Mehrheit der Individuen an ‚die Gesellschaft' hinaus) angelegte Perspektive spielt spätestens seit den 1970er-Jahren eigentlich keine Rolle mehr – sieht man einmal davon ab, dass sie (wie auch das Freiburger Symposium zeigte) gelegentlich (neben Parsons) als ‚Pappkamerad' im Sinne von Hageman-White (s.o.) dienen muss.

Anfang der 1970er-Jahre beginnt dann endgültig die bis heute nicht abgeschlossene Ausdifferenzierung des Diskurses, die – wie (nicht nur) der Blick in einschlägige ‚Einführungen' zeigt (Baumgart 2008; Zimmermann 2003; Hurrelmann 2002) – von einer bisweilen kaum mehr zu überblickenden Gleichzeitigkeit in der Ungleichzeitigkeit, von unverbundenen Parallelismen wie auch von Rezeptionssperren und oft sehr verkürzten Leseweisen konkurrierender Theorieangebote geprägt sind.

Grundsätzlich ist dabei eine generelle Zunahme der Komplexität, die sich unter anderem aus der Erkenntnis, dass Sozialisationsprozesse immer auch rekursiv angelegt sind, ergibt. Auch lässt sich über die Zeit eine zunehmende Orientierung auf das ‚Subjekt' hin beobachten, die in einigen Fassungen des Konzepts ‚Selbstsozialisation' polemisch und irritierend auf die Spitze getrieben wird.

Neben den oben bereits erwähnten psychoanalytischen Ansätzen finden sich in einer eher psychologisch orientierten Linie der Debatte auch Anleihen an Lerntheorien (hier insbesondere an die Fassungen von Bandura), wie auch an entwicklungspsychologische Ansätze. Hier kommt den Konzepten von Piaget (kognitive Entwicklungspsychologie) und Bronfenbrenner (Sozialökologie) ein besonderer Stellenwert zu.

In der soziologischen Traditionslinie finden sich seit Ende der 1960er-Jahre zunächst einmal einige Importe aus der US-amerikanischen Debatte: Die frühe, strukturfunktionalistische Systemtheorie von Parsons, das Diskursfeld des (symbolischen) Interaktionismus (Mead, Goffman) und nicht zuletzt die auf ‚gesellschaftliche Konstruktion' zielende Neufassung einer Wissenssoziologie, die auch Sozialisation mit in den Blick nimmt (Berger/ Luckmann). Da die bei Berger/ Luckmann (1969 [2004]) vorliegende Grundlegung einer sozialkonstruktivistischen Perspektive für die Gender-Debatte – nicht nur bei Hagemann-White – von besonderer Bedeutung war (und ist), seien die in dem Werk angestellten sozialisationstheoretischen Überlegungen als ein Beispiel für den damaligen Diskurs kurz skizziert:

Der ‚Klassiker' der Soziologen Peter Berger und Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* (1969 [2004]) bedient sich u.a. ethnologischer Theorien, um zu erklären, wie relativ stabile Sozialstrukturen gebildet und bewahrt werden (beispielsweise durch Rituale). In dem Werk gilt als die Voraussetzung des sozialen Lernens die emotionale Bindungsfähigkeit des Neugeborenen an die „signifikanten Anderen", die mit ihrem milieuspezifischen und individuellen Blick dessen Primärsozialisation bestimmen. Diese doppelt gefilterte, vorgegebene „Grundwelt" wird durch die emotionale Bindung quasi automatisch wesentlich fester im Bewusstsein des Individuums verankert als die Subwelten der sekundären Sozialisation. Letztere sind durch den höheren Grad an Anonymität leichter erschütter- bzw. austauschbar. Dementsprechend sind viele Prozesse der Sekundärsozialisation institutionell organisiert, um sich aus dieser Machtposition heraus dem Individuum gegenüber legitimieren zu können – oft beispielsweise unter Einbindung emotional einschneidender Erlebnisse, um die tiefer gehende Plausibilitätsstruktur der Primärsozialisation zu erreichen. Berger/ Luckmann insistieren aber nicht auf einem Individuum, das gesellschaftliche Vorgaben einfach passiv internalisiert. Soziale Wirklichkeit wird durch wechselseitiges Bestätigen und Alltagsroutine fortdauernd aufrechterhalten (wie etwa beim *doing gender*). Und zumal Individuen eine Gesellschaft, in der sie aufwachsen und leben, nicht als totales Ganzes, sondern immer nur Teilbereiche internalisieren, ist die durch SozialisatorInnen angestrebte Symmetrie zwischen der objektiv-gesellschaftlichen und der subjektiv-individuellen Wirklichkeit weder statisch noch unabänderlich. Ohne dass sie dabei Geschlecht

explizit thematisieren, wird bei Berger/ Luckmann die Interaktivität von Sozialisationsprozessen stark betont, als deren wichtigstes Instrument die Sprache fungiert. Diese dynamischen Aspekte hatten ohne Zweifel großen Einfluss auf sozialkonstruktivistische Theorien. Denn damit ist bei Berger/ Luckmann Sozialisation, die als grundlegende Einführung des Individuums in eine Gesellschaft oder eines Teils von ihr definiert wird, nie zu Ende; sondern Sozialisation bleibt ein fortwährender Balanceakt zwischen der „Identifizierung durch Andere und Selbstidentifikation, zwischen objektiv zugewiesener und subjektiv angeeigneter Identität“ (142).

Kein Import ist das Theoriegebäude von Habermas, das in Ausschnitten auch als Sozialisationstheorie gelesen werden kann: Ausgehend von der Tradition der Frankfurter Schule und unter Einbeziehung u.a. der interaktionistischen Traditionslinie steht für Habermas außer Frage, dass es eine ‚Zielgröße‘ für den Prozess der Sozialisation gibt. So bedarf es zur dauerhaften Sicherung einer demokratischen Staatsordnung der Fähigkeit, an einer ‚idealen Sprechsituation‘ zu partizipieren, bzw. eine solche zu initiieren. Voraussetzung hierfür ist das Verfügen über ‚kommunikative Kompetenz‘ und die erfolgreiche Entwicklung einer ‚Ich-Identität‘.

Mit dem 1980 erstmalig erschienen ‚Handbuch der Sozialisationsforschung‘ (Hurrelmann/ Ulich 1980) liegt für den deutschsprachigen Raum eine zentrale, zusammenfassende Darstellung der Debatte vor, verbunden mit der Publikation einiger richtungsweisender Texte (u.a. Bilden 1980). Das im Anschluss an die Vorbereitung des Handbuchs von Hurrelmann (1983) in der ‚Zeitschrift für Sozialisationsforschung‘ vorgestellte Modell des ‚produktiv Realität verarbeitenden Subjekts‘ stellt für die jüngere bundesrepublikanische Debatte eine zentrale Wegmarke dar. Folgt man Zinnecker, so liegt damit „für ein Jahrzehnt eine für viele Autoren und Leser konsensfähige Formel“ (Zinnecker 2000, 274) vor, die erst ab Mitte/Ende der 1990er-Jahre wieder häufiger in Frage gestellt wird.

Mit dem Modell des ‚produktiv Realität verarbeitenden Subjekts‘ nimmt Hurrelmann zunächst einmal die Kritik an den frühen, allzu eindimensional auf eine gesellschaftliche Formierung des Individuums ausgerichteten Theorien auf und stärkt die Position des Subjekts – das sich den Sozialisationszumutungen eben auch entziehen oder widerständig reagieren kann.

> Das Modell lehnt diese [strukturfunktionalistische Rollen etc.] anpassungsmechanistischen Vorstellungen ab und fordert Raum für die individuelle Gestaltung der Persönlichkeit, für subjektive Autonomie. (Hurrelmann 2002, 20)

Rückblickend resümiert Hurrelmann:

> Entscheidend für die konzeptionelle Idee des Modells ist das Spannungsverhältnis zwischen den Polen der Fremdbestimmung (Heteronomie) und der Selbstbestimmung (Autonomie) der Persönlichkeitsentwicklung. Ein wichtiges erkenntnistheoretisches Ziel dieses Modells ist, solche sozialen Strukturen identifizieren zu

> können, die einem Menschen als handelndem Subjekt entgegentreten und ihm bei seiner selbst bestimmten Gestaltung der Persönlichkeit Restriktionen auferlegen. (Hurrelmann 2002, 21)

Der Begriff ‚produktiv' zielt, darauf macht Hurrelmann mehrfach explizit aufmerksam, aber nicht auf die Hervorbringung einer wie auch immer gearteten, in relevanten Diskursen positiv gelabelten Verhaltensweise (also beispielsweise Stillsitzen in der Schule). Vielmehr steht er für die Aktivitäten des Subjekts, mit denen dieses die ‚innere' und ‚äußere' Realität verarbeitet:

> Der Begriff soll ausdrücken, dass es sich bei der individuell je spezifischen Verarbeitung der inneren und der äußeren Realität um aktive und ‚agentische' Prozesse handelt, bei denen ein Individuum eine individuelle, den eigenen Voraussetzungen und Bedürfnissen angemessene Form wählt. (Hurrelmann 2002, 28)

Fraglos stellt Sozialisation unter diesen Prämissen einen lebenslangen Prozess dar, der immer unabgeschlossen bleibt. Eine Leseweise, die das Modell (durchaus plausibel) in der Nähe konstruktivistischer Diskurse verortet, lehnt Hurrelmann allerdings grundsätzlich ab, die Fundierung des Modells in handlungstheoretischen Traditionen führt hier zu einer Unvereinbarkeit.

Ab der Mitte der 1990er-Jahre kommt es dann zu einer erneuten, grundlegenden Irritation des Diskurses (soweit sich die Protagonisten nicht ganz vom Sozialisationskonzept verabschiedet haben (vgl. Zinnecker 2000). Streckenweise wird – insbesondere aus der Perspektive einer ‚neuen Kindheitsforschung' – mit einer beinahe ausschließlichen Zentrierung auf die Subjektsicht und dem Ziel, die bisherigen Ansätze zu dekonstruieren, das gesamte Konzept ‚Sozialisation' in Frage gestellt (vgl. Zinnecker 2000, 273). Parallel dazu kommt es zu einem stellenweise geradezu polemisch geführten Diskurs um das Modell der ‚Selbstsozialisation' (In der ‚Ordnung des Diskurses': Mansel/ Fromme/ Kommer/ Treumann 1999; Dollase 1999; Zinnecker 2000; Bauer 2002; Zinnecker 2002; Scherr 2004). Da sich die Auseinandersetzung um dieses Konzept auch auf dem Freiburger Symposium als besonders virulent erwies, werden im Folgenden einige wesentliche Aspekte der Debatte noch einmal vorgestellt.

Bei der Auseinandersetzung mit den relevanten Texten wird sehr schnell deutlich, dass der Terminus ‚Selbstsozialisation' wie auch das dahinter stehende Konzept zwei Rezeptionsfallen (oder zumindest Rezeptionserschwernisse) mit sich bringt: Zunächst einmal kann von einer – von den Inhalten abstrahierende – ‚semantischen Falle' gesprochen werden. Dies insbesondere mit Blick auf die jüngere Genese der Sozialisationsdebatte, die das Subjekt mit seiner je individuellen Perspektive zunehmend in den Mittelpunkt stellt. ‚Selbstsozialisation' kann dann als letzter Schritt in dieser Entwicklung verstanden werden, das Subjekt wird nicht mehr sozialisiert, sondern sozialisiert sich (idealerweise in postmodernen Gesellschaften) selber. Diese Leseweise liegt auch deshalb nahe, weil seit den 1990er-Jahren das Präfix ‚Selbst' in vielfältigen Kontexten (und

oftmals – darauf macht Maihofer in der Freiburger Debatte zu recht (aber mit der Adressierung an Scherr an das ‚falsche' Gegenüber) aufmerksam, mit neoliberalem Hintergrund) geradezu zu einem Modebegriff wird. So bedarf es der Selbstbildung durch selbstverantwortetes Lernen, der Selbstorganisation, um sich marktgerecht selbst zu formieren und nicht zuletzt der Selbstvorsorge für Krankheit und Alter etc. etc. ‚Selbstsozialisation' erscheint damit nur folgerichtig und befreit von den Zwängen der Fremdsozialisation durch die Familie, erlaubt es, der strukturellen Gewalt, die durch eine ‚legitime Kultur' (im Sinne Bourdieus) ausgeübt wird, zu entgehen – und vieles mehr. Auf den ersten Blick scheint es sich hier also um das adäquate Konzept (oder auch die Zielgröße) für die Sozialisation in einer individualisierten postmodernen Erlebnisgesellschaft zu handeln. Zinnecker (2000) spielt dann auch in seinem „erkundenden Essay" mit diesem Bedeutungshorizont – der auch in der von ihm zitierten Einladung zur Bielefelder Frühjahrstagung 1998 (vgl. auch Mansel/ Fromme/ Kommer/ Treumann 1999) aufscheint. Nicht ohne einen gewissen provokativen Verve stellt er Befunde und Konzepte vor, die traditionelle Sozialisationsagenten exkludieren oder zumindest in den Hintergrund treten lassen: ‚Selbstentwicklung' nach Krewer/ Eckensberger (1991), Peersozialisation (statt familialer Sozialisation), Selbsterziehung und Selbstbildung (statt institutionalisierter Bildungsveranstaltungen).

Reaktionen auf diese Provokation bleiben nicht aus. Neben der positiv gesinnten Übernahme eines solchen Verständnisses von ‚Selbstsozialisation' (z.B. Müller 1999) kommt es vor allem zu ablehnenden Reaktionen, die hier eine blinde Überspitzung der Subjektorientierung sehen, die nicht nur allen bisherigen Erkenntnissen widerspricht, sondern auch intendierte Erziehung und Bildung unmöglich macht (unter anderem: Bauer 2002, Geulen 2002).

Neben den Problematiken, die sich aus einer an der Alltagssemantik orientierten (und scheinbar zeitgeistigen) Leseweise des Begriffs ergeben, lauert eine zweite Falle: Die (zumindest in einigen Strängen der Debatte vorgenommene) Fundierung von ‚Selbstsozialisation' in der Luhmann'schen Systemtheorie (Mansel/ Fromme/ Kommer/ Treumann 1999; Zinnecker 2000; Scherr 2004). Diese hält – spätestens seit ihrer autopoietischen Wende – nicht nur ebenfalls eine Reihe von semantischen Fallen bereit (beispielsweise die autonomen, operational geschlossenen Systeme), sondern erscheint in ihrer Komplexität und Ausformulierung über weite Strecken kontraintuitiv. In der Folge wird die Luhmann'sche Fassung von ‚Selbstsozialisation' wiederum vor allem mit dem Fokus auf ‚Selbst-' rezipiert (Ausnahme: Scherr 2004). Die Funktion und die Leistungsfähigkeit des auf Maturana (Maturana/ Varela 1987) zurückgehenden (und zugegebenermaßen hoch abstrakten) Konzepts der ‚strukturellen Koppelung' wird dabei schlicht übersehen oder von der Fokussierung auf die *Autonomie* ‚autopoietische Systeme' verdeckt. So kommt es zu einer Leseweise, die dem Luhmann'schen Ansatz keineswegs gerecht wird. Ein solches *misreading* findet sich beispielsweise bei Zimmermann (2003), wenn er bei der Darstellung der konstruktivistischen Theorie Maturanas zunächst konzidiert,

> Ziel eines autopoietischen Systems ist es, in einer Umwelt zu überleben. (…) Ein überlebensförderndes Verhalten kann ein operational geschlossenes System lediglich durch strukturelle Koppelung erzeugen. (Zimmermann 2003, 73)

‚Strukturelle Koppelung' ist demnach überlebensnotwendig, keinesfalls also nebensächlich oder trivial. Eine Seite weiter führt er dann aber die (nicht aufgelöste) Kritik an, „dass diese Theorieperspektive eine Beliebigkeit des menschlichen Denkens und Verhaltens eröffnet" (Zimmermann 2003, 74). – Die gerade noch überlebenswichtige strukturelle Koppelung hat sich mithin inzwischen verflüchtigt. Zinnecker (2003) läuft in eine ähnliche Rezeptionsfalle, wenn er auf die dem Gesamtkonzept ‚Systemtheorie' geschuldeten, ansonsten zunächst hochgradig kontraintuitiven Systemgrenzen (Schüler sind für die Schule Umwelt etc.) und das eigenlogische Operieren der Systeme abhebt – und dabei ebenfalls die ‚strukturelle Kopplung' und die Möglichkeit der gegenseitigen ‚Irritation' aus dem Blick verliert.

Welche Potenziale das systemtheoretisch grundierte Konzept ‚Selbstsozialisation' bietet, zeigt Scherr (2004). Dabei gilt, dass das sozialisatorische Primat des Sozialen keineswegs negiert wird:

> Es macht also auch für die Luhmann'sche Systemtheorie einen sozialisationstheoretisch relevanten Unterschied, mit welchen sozialen Ereignissen Individuen konfrontiert sind und mit welchen nicht, welche Irritationen ihnen angeboten oder zugemutet und welche ihnen vorenthalten werden. *Sozialisation ist demnach zu fassen als die soziale Einschränkung des Möglichkeitsraums, in dem sich das individuelle Erleben und Denken, das Bewusstsein und das Unbewusste entwickelt.* (Scherr 2004, 227; Hervorhebungen im Original)

Jugendkulturen

Der Themenkomplex ‚Sozialisation' ist heute kaum mehr zu bearbeiten, ohne dass die vielfältigen ‚Jugendkulturen' mit in den Blick genommen werden. Die Teilhabe an einer solchen bestimmt nicht nur Musikgeschmack und Kleidungsstil, sondern prägt im Zweifelsfall für eine ganze Phase der Sozialisation auch die Einstellungen und Haltungen der Heranwachsenden. In den verschiedenen Sozialisationsmodellen der jüngeren Zeit kommt ihnen dann auch ein großer Stellenwert zu, gelegentlich wird gar angenommen, sie hätten einen höheren Stellenwert wie die primäre Sozialisationsinstanz ‚Elternhaus'.

Gesellungen von Jugendlichen (insbesondere auch der Studenten etc.) sind sicher kein exklusives Phänomen des 20. Jahrhunderts. Der Begriff ‚Jugendkultur' (damals noch im Singular) ist allerdings eng an die um 1900 herum entstehende ‚bürgerliche Jugendbewegung' mit ihren ‚aus grauer Städte Mauern' aufbrechenden Wandervogelgruppen und die Person des Reformpädagogen Gustav Wyneken geknüpft. Inspiriert von den Aktivitäten der Wandervögel und

in Ablehnung der wilhelminischen Schul- und Gesellschaftsstrukturen hofft er auf eine eigenständige ‚Jugendkultur', die eine ‚bessere Zukunft' begründen solle – allerdings unter der Prämisse, dass sich ‚die Jugend' seinen Ansprüchen (die weit über das reale Wandervogelleben hinausgehen) unterwirft. Die etwa zeitgleich entstehende ‚Arbeiterjugendbewegung' wird dann auch ebenso ausgeblendet wie der Gedanke, es könnten einmal medial formierte, sich über die Teilhabe an spezifischen Konsumkulturen definierende ‚Jugendkulturen' (nun im Plural) entstehen.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten ist sowohl für die sich eine mehr oder weniger ‚eigene' Kultur schaffende bürgerliche Jugendbewegung wie auch für die stärker von Konzepten der Arbeiterbildung und einer Einflussnahme der Arbeiterparteien geprägte Arbeiterjugendbewegung ein Schlusspunkt gesetzt. Die Hitlerjugend (und der BDM) als eine staatlich organisierte (und ideologisierte) Veranstaltung sind kaum als eine eigenständige Jugendkultur zu beschreiben – auch wenn sich möglicherweise in der ein oder anderen lokalen Gruppe zumindest zeitweise Überbleibsel einer autonomen Kultur regen konnten. Mit der – mehr oder weniger oppositionellen, auf jeden Fall aber nicht wohlgelittenen – ‚Swing-Jugend' entsteht in einigen Großstädten aber zugleich der Prototyp späterer Jugendkulturen. Dies gilt insbesondere für die Orientierung an einem spezifischen, kommerziell produzierten Musikstil wie auch die Widerständigkeit gegenüber elterlichen wie auch gesellschaftlichen Ansprüchen (und Kultur-Vorgaben).

Nach 1945 entsteht nicht nur das Bild des ‚Teenagers', die rasch zunehmende Verbreitung von Tonträgern, Radioprogrammen und anderen Verbreitungsmedien (erinnert sei an die wichtige Rolle der Zeitschrift *Bravo*) führt zu einer immer rascheren Abfolge verschiedener Jugendkulturen bis hin zu der vielfach zitierten ‚postmodernen Unübersichtlichkeit' am Ende des 20. Jahrhunderts. Wie auch immer man diese ob ihrer Ambivalenz zwischen Widerständigkeit, Avantgarde und Kommerzialisierung werten will, unbestritten ist, dass sie zunehmend zu einer relevanten Sozialisationsinstanz werden.

Zugleich werden sie immer häufiger Gegenstand einer sich etablierenden ‚Jugendforschung'. Erste Texte (z.B. Busse-Wilson (1925)) setzten sich – jenseits der eher ‚Szeneinternen' Postulate – bereits mit der frühen Jugendbewegung auseinander, spätestens mit dem Auftreten der ‚Halbstarken' gewinnt das Thema aber eine breitere Relevanz. Über weite Strecken steht dabei zunächst einmal ein eher auf die ‚Devianz' gerichtete Perspektive im Vordergrund, ‚populäre' Jugendkulturen werden vor allem als Verlust aller kulturellen Errungenschaften des Abendlandes empfunden.

Mit der Rezeption der Forschungen der ‚Chicago-School' und der frühen – zunächst vor allem auf die Erforschung der englischen Arbeiterjugendkultur fokussierten – Studien (und Theorien) der ‚Cultur Studies' setzt dann langsam ein Perspektivwechsel ein. Jugendliche ‚Subkulturen' verlieren – insbesondere aus der Sicht einer jungen Generation von WissenschaftlerInnen – ihren Hautgout und werden immer häufiger zum Gegenstand einer Forschung, die es oft nur noch mühsam schafft, sich gegen eher populären Texten entspringenden

Generationsbezeichnungen (‚Generation Golf' etc.) und dem immer schnelleren Wechsel der Moden zu behaupten. Spätestens in den 1990er-Jahren erregt (u.a. unter dem Label ‚Consumer Culture' (Featherstone (1991)) auch die durchgängige Kommerzialisierung keine Kritik mehr, die rasche Popularisierung des Punks (‚Punk jetzt auch bei Hertie') hat dazu beigetragen, die bisherige Authentizitätsfiktion als eine solche zu entlarven. Aber auch die allseits postulierte Hinwendung zu ‚ästhetischen Diskursen' (‚das Design bestimmt das Bewusstsein' oder auch: ‚Ich bin, was ich trage') lässt die Frage nach der ‚authentischen Quelle' jenseits der Trendscouts unwichtig werden.

Weniger ‚stylish', dafür pragmatisch ist ein anderer Teil der Jugend(kultur)-forschung, wie er sich unter anderem in den in mehr oder weniger regelmäßig erscheinenden ‚Shell-Studien' (zuletzt: Hurrelmann/ Albert/ Qeunzel/ Langness (2006)) manifestiert. Hier werden – insbesondere auch jenseits der besonders augenfälligen und medienwirksamen Events – längerfristige Trends und Entwicklungen sichtbar und in einem größeren Kontext analysiert.

Zu den Aufsätzen

Der Soziologe **Albert Scherr** führt den Stand der Debatte einer avancierten Theoriebildung zur Sozialisation vor Augen, indem er das auf Luhmanns systemtheoretische Überlegungen rekurrierende Konzept der Selbstsozialisation in das Zentrum seiner Ausführungen stellt. Folgt man Scherr, so lassen sich mit der Orientierung auf ‚Selbstsozialisation' die vielfach angemerkten Problematiken, die mit den älteren Sozialisationstheorien einhergehen, zugunsten einer neuen und übergreifenden Perspektive aushebeln. Denn:

> Gesellschaftstheoretische Theorien zur Ordnung der Geschlechter, sozialkonstruktivistische Analysen des institutionellen und alltäglichen *doing gender* und geschlechtsbezogene Sozialisationsforschung sind nicht als konkurrierende Unternehmungen, sondern als wechselseitig aufeinander verweisende Vorgehensweisen zu begreifen.

Damit steht außer Frage, dass es einer zeitgemäßen Sozialisationstheorie bedarf, um (nicht nur) die Frage nach Gender-Konstellationen überhaupt theoretisch und empirisch bearbeiten zu können.

Mit einer kurzen theoretischen Verortung des Konzepts ‚Selbstsozialisation' macht Scherr unmissverständlich deutlich, dass es hier nicht um die Unterstellung geht, Individuen könnten als autonome Subjekte ihres Sozialisationsprozesses (quasi im Sinne von Monaden à la Leibnitz) in beliebigen und vollkommen frei verfügbaren Bricolagen sich ihre (möglicherweise multiple) Identität (jederzeit neu) generieren. Die Verankerung des Konzepts in Luhmanns Systemtheorie bedeutet vielmehr, dass es sich hier um Prozesse ‚struktureller Kopplungen' von autopoietischen, operational geschlossenen, strukturdeterminierten etc. Systemen handelt. Beliebigkeit ist damit grundsätzlich ausgeschlossen. Das Konzept ‚Selbstsozialisation' „betont vielmehr (…), dass soziale Einflussnahme

eher als Begrenzung und Zumutung spezifischer Erfahrungen und Lernmöglichkeiten zu denken ist denn als direkte Einwirkung".

Dass auch andere – streckenweise unterkomplexe – Leseweisen des Terminus ‚Selbstsozialisation' möglich sind, lässt Scherr in der abschließenden Passage des Textes zumindest anklingen. Aus einer auf ‚Selbstformierung' zielenden zweiten Leseweise destilliert er dann aber eine Reihe von weiteren relevanten Fragestellungen, die der (empirischen) Bearbeitung harren.

Angesichts dessen, dass man sich vom Sozialisationsparadigma u.a. mit der Rezeption der Theorien von Judith Butler abwendete, mag es überraschen, dass die Freiburger Literaturwissenschaftlerin **Astrid Lange-Kirchheim** aus Butlers Arbeiten, wie etwa in deren kritischen Auseinandersetzung mit Freud, eine *implizite* Sozialisationstheorie – überzeugend – herausliest: denn Butler, so Lange-Kirchheim, „zeigt die Institutionen und Mechanismen auf, die das Gewordensein des/ der Einzelnen, besonders im Hinblick auf ihr/ sein Geschlecht, bedingen". Nach Butler setzt bei der Geschlechtsentwicklung das Inzesttabu bei Freud ein Homosexualitätstabu voraus, das zur Melancholie führt, weil das homosexuelle Begehren des (eigentlich bisexuellen) Objekts durch die heterosexuelle Matrix aufgegeben werden muss, ohne es betrauern zu können. Die heterosexuelle Melancholie repräsentierte sich besonders im Kleidertausch des Transvestiten, der damit sein unbefriedigtes homosexuelles Verlangen ausdrückt – und so wird der Transvestit zu Butlers Leitfigur einer quasi „missglückten Geschlechtersozialisation". Die weibliche Maskerade des Transvestiten ist für Butler der Beweis, dass Geschlechtsidentität nicht etwa ein ‚natürliches' Phänomen ist, sondern im Rahmen historisch-kultureller Imperative per Geschlechts*zuweisung* („Sei/werde ein Mädchen!") innerhalb der heterosexuellen Matrix hervorgebracht wird, Geschlechtsidentität auf Imitation beruht, *Darstellung* ist und die entsprechenden Normen erlernt werden.

Da sich Butler eher auf die geschlechtliche Entwicklung ‚im' Individuum konzentriert, beleuchtet Lange-Kirchheim mit Jaques Laplanche auch die Rolle des Unbewussten seitens der Eltern in der Sozialisation bzw. in ihrer Interaktion mit dem Kind. Laplanche greift die von Freud verworfene Verführungstheorie auf, um den Biologismus innerhalb der Psychoanalyse zu überwinden.

> Dem Zwang zur Annahme eines Geschlechts bei Butler korrespondiert bei Laplanche die notwendige, als Trauma konzipierte, Konfrontation mit dem individuellen, historisch und kulturell codierten Begehren der Pflegeperson(en),

das notwendig auf das Kind übertragen wird. So kann

> die Entwicklung der Geschlechtsidentität … mit Hilfe der Verführungstheorie als Prozess nachträglicher Aneignung beschrieben werden, ein Prozess, der mit der Geburt einsetzt, aber davor schon eingeleitet wird, denn das Kind wird gewissermaßen in die Phantasien der Eltern hineingeboren.

Sowohl bei Butler als auch bei Laplanche werden die Freiheitsgrade des Individuums als gering betrachtet, beide aber zeigen auch Auswege daraus auf:

> Butler durch die minimalen subversiven Akte abweichenden ‚Zitierens' der Normen auf dem Wege der Performanz [beispielsweise *Drag Show*], Laplanche durch die nachträglichen Umschriften der rätselhaften Botschaften, einer lebenslangen Bearbeitung des Traumas (…).

Um ein Beispiel für die Subversion des traditionellen Vaterbildes zu geben, stellt Lange-Kirchheim außerdem die *Vater und Sohn*-Bildergeschichten des Zeichners e.o. plauen aus den 1930er-Jahren vor. In Anbetracht der eher dürftigen individuellen Spielräume versteht Lange-Kirchheim es als

> leichtfertig und geradezu zynisch, wenn Albert Scherr die bloß imitativen Akte einer Auswahl angebotener Geschlechterrollen im Sinne eines *self-fashioning* (einer Selbstformierung) mit den Angeboten ärztlicher Therapie verknüpft, die dann zur richtigen Sozialisation verhelfen könne, wenn nichts mehr helfe (Scherr 2008, in diesem Band). Hier werden die Dezentrierung des Subjekts und seine Entmächtigungserfahrungen unterschlagen (…).

Thematisierte die ebenfalls psychoanalytisch orientierte Oldenburger Soziologin **Karin Flaake** in einer früheren Ausgabe dieser Zeitschrift Probleme von Frauen, die aus der spezifischen frühkindlichen Mutter-Tochter-Situation im patriarchalen Kontext resultieren (Flaake 2000), so widmet sie sich im vorliegenden Band der konfliktbehafteten Situation (nicht nur) jugendlicher Männer – und knüpft damit an die vorherige Ausgabe der *Freiburger GeschlechterStudien* „Männer und Geschlecht" an. Die Ursache für die von ihr fokussierte Misere liegt, so Flaake, ebenfalls in der nach wie vor hegemonialen patriarchalen Geschlechterordnung, die sich u.a. in der „noch immer häufige[n] Arbeitsteilung in Familien, durch die es die Mütter und damit Frauen sind, die die Rolle der körperlich und emotional nahen Bezugsperson übernehmen", einer generellen Abwertung alles ‚Weiblichen' sowie einer Tabuisierung von Homoerotik äußert.

Flaake fokussiert nun unter der Überschrift „Männliche Adoleszenz und Sucht"

> die bei Jungen und jungen Männern nicht selten zu findende Kluft zwischen demonstrierter Unabhängigkeit und Stärke einerseits und Gefühlen von Abhängigkeit, Selbstzweifeln, Angst, Hilflosigkeit und Schwäche andererseits.

Diese Gefühle, so Flaake, können „im Verlaufe des Heranwachsens zunehmend weniger gezeigt werden", finden „immer weniger Ausdruckmöglichkeiten" und müssen deshalb „zunehmend abgespalten und verdrängt werden". Wie Flaake deutlich macht, sind die oben angeführten gesellschaftlichen Dispositive sowohl im Kontext der (gleichgeschlechtlichen) *peer group*, denen bei männlichen Jugendlichen eine besondere Bedeutung zukommt, als auch im Rahmen

der Familie, die auch in der Adoleszenz eine „wichtige Hintergrundsquelle“ bleibe, von großer Relevanz. Sowohl hier als dort werden „alle Seiten [aber auch alle Interaktionen] einer Person, die mit Abhängigkeit und Schwäche, mit Unsicherheit, Angst und Hilflosigkeit verbunden sind“ als weiblich konnotiert – und bei männlichen Personen damit als ‚nicht normal‘ oder kurz: ‚schwul‘ wahrgenommen bzw. etikettiert.

Abschließend schlägt Flaake den Bogen zum Suchtverhalten, das „eine – aber eben nur eine – mögliche Verarbeitungsstruktur“ der aufgezeigten Problematik darstellen kann“: Die Abspaltung bestimmter Persönlichkeitsanteile könne zu depressiven Symptomen führen; Drogensucht könne eine Form der externalisierenden Abwehr darstellen.

Im Rahmen pädagogischer und sozialpädagogischer Arbeit sollte, so Flaake, ein Ziel darin liegen „[d]die innere Leere zum Sprechen zu bringen, den abgespaltenen Gefühlen Raum zu verschaffen“ um so bereits dem Entstehen einer Sucht vorzubeugen. Grundlegender müsse es aber, so Flaake, um eine Verflüssigung von Polaritäten und traditionellen Geschlechterbildern gehen. Und hier sieht Flaake, ähnlich wie Chodorow und andere ‚frühe‘ Sozialisationstheoretikerinnen, „Veränderungen [sowohl seitens Männern als auch von Frauen] in den geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen – insbesondere wenn es um beziehungsorientierte Tätigkeiten geht –“ als maßgeblich an.

Die von dem Pädagogen und Jugendforscher **Wilfried Ferchhoff** unternommene Überblicksdarstellung der aktuellen Debatten in der Jugendforschung folgt einem eigenen Sprachspiel. Ausgehend von einer breiten und vertieften Kenntnis der relevanten Diskurse zeigt er nicht nur ihren schwer zu überblickenden Vielklang (und oftmals mangelnden Anschluss aneinander), sondern auch ihre Grenzen und unbefriedigende Eigen-Reflexionen auf. Dabei steht für den Verfasser außer Frage, dass die (scheinbar?) klare Ordnung der Moderne längst abgedankt hat und wir es mit einer kaum mehr zu überblickenden Komplexität von Lebenslagen, Lebensstilen und Lebensentwürfen zu tun haben. Vertrautheits- und Schutzräume haben sich (nicht zuletzt im Zuge der Globalisierung) aufgelöst, begleitet von Existenzunsicherheiten und anderen Verunsicherungen müssen – und werden (erinnert sei nur an die vielfältigen christlichen Fundamentalismen) – neue Ruhepole geschaffen werden. Denn nur dann wird die „ontologische Bodenlosigkeit“, die die Menschen „im Freien“ stehen lässt, nicht zu einer destruktiven Überforderung.

Kenntnisreich führt er die vielfältigen Aspekte, Dimensionen und Varianzen einer ‚veränderten‘ Kindheit und Jugend – nicht nur, aber auch mit Blick auf ‚Gender‘ – vor Augen.

Passend zu den Debatten um Selbstsozialisation bzw. dem Eigenanteil von Individuen an ihrer (Geschlechter)Sozialisation zeigt die Freiburger Sprachwissenschaftlerin **Helga Kotthoff** anhand empirischer Daten vor allem aus Telefonaten, wie sich adoleszente Mädchen innerhalb ihrer Peergroup gegenseitig sozialisieren. In ihren Gesprächen handeln sie Gefühlsnormen, Verhaltens- und moralische Bewertungsstandards aus und zwar insbesondere für den roman-

tischen oder erotischen Kontakt mit Jungen. Demnach taucht Gender darin als eine bedeutsame Identitätskategorie auf, denn sie liefert den untersuchten Mädchen reichhaltigen Gesprächsstoff; das permanente Sprechen über romantische Beziehungen in der Öffentlichkeit ihrer Peergroup ermöglicht ihnen den Übergang in diese neue Alltagspraxis. Darüber hinaus deutet

> (d)ie Tatsache, dass diese Transitionsphase von der Kindheit zum Erwachsensein semiotisch so dicht gestaltet wird, … daraufhin, dass hier nicht einfach entwicklungsbedingte Veränderungen durchschlagen,

sondern es wird „von den Jugendlichen alles genutzt, um sich so zu entwerfen, wie man sein und gesehen werden will", wenngleich die Großindustrie ihre „außerordentlich reichhaltige symbolische Aktivität" mit antreibt – Adoleszenz wird also von den Jugendlichen selbst aktiv ausgeformt.

Als eine hinsichtlich der Selbstgestaltung von Jugendlichen weniger ‚positiv klingende' Ergänzung zu Kotthoff kann die gesprächsanalytische Untersuchung von **Janet Spreckels**, gleichfalls Sprachwissenschaftlerin in Freiburg, gelesen werden. Auch Spreckels stellt dar, wie in der Pubertät Geschlechtsidentität ausgehandelt wird, und zwar anhand einer Mädchengruppe, die sie über fast zwei Jahre hinweg sogar in deren Freizeitaktivitäten begleitet hat. Diese Jugendlichen, die die sozialpsychologische Forschungsliteratur darin widerlegen, dass es keine stabile Gruppenbildung gleichaltriger Mädchen gebe, definieren sich vor allem über die Abgrenzung zu anderen Mädchengruppen: Letztere sind ihrer Ansicht nach völlig verhaltenskonform mit den gesellschaftlichen Normen von Weiblichkeit – etwas, das sie selbst für sich ablehnen und das, obwohl sie sich äußerlich kaum von eben jenen ‚Anderen' unterscheiden. Dass den untersuchten Mädchen hingegen die Rollenstereotypen für Jungen wesentlich mehr Spaß und Freiheiten versprechen, macht deutlich, dass sich die Geschlechterrollen noch längst nicht so aneinander angenähert haben, wie oft behauptet wird, offensichtlich gilt nach wie vor: „Die Geschlechtsrolle determiniert… maßgeblich die Handlungsspielräume von Individuen".

Wie Jugendliche verschiedene soziale Distinktionslinien als quasi pragmatisch orientierte Interaktionsressource für ihre Selbstformierung einsetzen, demonstriert **Lotte Rose,** Professorin für Kinder- und Jugendarbeit an der Fachhochschule Frankfurt am Main, anhand einer ethnografisch ausgerichteten Studie in Jugendhäusern. So sind neben beispielsweise religiösen oder ethnischen Distinktionen auch die Gender-Inszenierungen von Jungen und Mädchen ein Mittel zur Selbst-Exponierung und damit ein wichtiges Interaktionssignal, das dazu dienen soll, in eine Gruppe aufgenommen zu werden, sie zusammenzuschweißen oder aber sie von ‚Anderen' abzugrenzen. So markieren etwa sexualisierte Gender-Inszenierungen den sozialen Aufstieg zum Jugendlichen: Nun kann man sich sicher im eigenen Geschlechterstatus bewegen, beherrscht die relevanten Symboliken und hat „das eigene Kind-Sein – und auch andere Kinder – biografisch hinter sich gelassen". Auf diese Art wird also der diffuse Raum

des Jugendhauses binnenstrukturiert und unterstützt die Selbstverortung der Jugendlichen.

Dabei aber stimmt u.a. bedenklich, so Rose, dass die Jugendlichen in ihren Geschlechterinszenierungen die traditionellen Stereotypen reproduzieren, wenngleich „die jugendlichen Inszenierungssymboliken filigraner und schwebender sind als die Diagnosen der patriarchalen Zeichenwirkung behaupten"; aber sie „markieren und schärfen" damit

> eine Differenz (…), die im Zuge der Gleichberechtigungsdebatte durchweg als brisant wahrgenommen wird. Die Differenz als solche erscheint als ‚Wurzel allen Übels'.

Gegen diese sorgenvoll-genderpädagogische Wahrnehmung wendet Rose ein, dass sie dem Adultozentrismus entstammt, der die Perspektive der Jugendlichen außen vor lasse. Damit schlägt sie den Bogen zu der kritischen Kindheitsforschung, die Kinder statt „aus der Perspektive der Erwachsenen (…), zu denen sie später einmal werden sollen" (Wetterer 2003a, 5), als Konstrukteure ihrer eigenen Lebenswelt sieht. Außerdem verweist Rose darauf, dass die Gender-Inszenierungen der Jugendlichen nicht „immer und überall reflexhaft gezeigt werden", als wäre das „als psychische Disposition" in sie eingeschrieben, sondern ihre Inszenierungen werden kontextuell und situativ gebunden ‚aufgeführt'. Damit kritisiert Rose im Prinzip – wie Hagemann-White und Wetterer u.a. – das Ausblenden von Gesellschaftsstrukturen, die solche Kontexte herstellen, deren Bedingungen die Jugendlichen jedoch „intuitiv sehr genau (…) reflektieren". Insofern plädiert Rose auch in pädagogischer Hinsicht dafür, „Mädchen und Jungen als ExpertInnen ihrer eigenen Kultur ernst zu nehmen" und darüber hinaus Möglichkeiten anzubieten, „Gender gezielt quasi hinter die sozialen Kulissen treten zu lassen", um den Jugendlichen „den Druck zur Genderinszenierung" zu nehmen.

Marion Schulze bietet in ihrem Text einen Einblick in ein noch unabgeschlossenes, größeres Projekt. Am Beispiel der Jugendsubkultur ‚Hardcore' untersucht sie Prozesse der geschlechtsspezifischen Sozialisation. Ausgangspunkt ist dabei die Feststellung, dass in älteren Untersuchungen bestenfalls konstatiert wird, Mädchen seien in Jugendsubkulturen (der Begriff wird hier nicht weiter hinterfragt) unterrepräsentiert und in die traditionellen Hegemonieverhältnisse eingebunden. „Die Frage nach dem *Wie* des Erlernens und Inkorporierens dieser jugendsubkulturellen Geschlechterordnung [wurde, S.K.] aber außen vor gelassen".

Wenn aber, so die Prämisse der Verfasserin, die Teilhabe an Jugendkulturen die Geschlechterbilder und -konstruktionen der Heranwachsenden verändert, so stellt sich die relevante und empirisch zu bearbeitende Frage, wie die dabei ablaufenden Prozesse im Detail aussehen. Anhand von Gesprächen und Interviews mit Mädchen aus der Hardcore-Szene gelingt es Schulze dann auch, drei – im vorliegenden Aufsatz theoretisch wenig untermauerte – Modi des ‚Lernens' von für Hardcore-Kultur relevanten Geschlechterkonstruktionen herauszuarbei-

ten. Der Fokus liegt dabei vor allem auf ‚Anpassung', die rekursiven Prozesse (wie sie Scherr in den Blick nimmt) treten dagegen in den Hintergrund.

Ausgehend von Beobachtungen und Befunden aus einem Forschungsprojekt unternimmt der Medienpädagoge **Sven Kommer** den Versuch, zumindest in einem kleinen Ausschnitt Prozesse des *doing gender* beim Umgang mit digitalen Medien zu beschreiben. Damit wendet der Verfasser den Blick von einer im Kontext ‚Medien' häufig zu beobachtenden Fokussierung auf die Rezeption kommerziell produzierter Inhalte ab und nimmt die medienbezogenen Handlungspraxen der Heranwachsenden in den Blick. Nur so – so die These des Verfassers – kann die ganze Breite der aus der zunehmenden Mediatisierung der Gesellschaft entstehenden Sozialisationsmächtigkeit der Medien erfasst werden.

‚Mediensozialisation' ist dabei aber keinesfalls als ein deterministischer Prozess zu verstehen, ähnlich wie Scherr argumentiert Kommer mit dem Konzept der ‚strukturellen Kopplung'. Dabei plädiert er auch für eine an Bourdieus Habituskonzept angelehnte Perspektive, die Unterschiede, die sich (mit Bourdieu) aus einer divergenten Kapitalausstattung ergeben – insbesondere im Bereich des kulturellen Kapitals – wieder stärker in den Blick zu nehmen.

Der Text von **Doris Katheder** bringt in Erinnerung, dass es neben allen theoretischen Diskursen unabdingbar ist, diese auch durch eine (reflektierte) Empirie abzusichern. Die von der Autorin vorgestellte Kurzfassung einer größeren Arbeit zeigt deutlich, welche Erkenntnisgewinne sich aus einer solchen ‚Erdung' der Debatten ergeben. Mit der Analyse von Mädchenzeitschriften (einem ob der immer allerneusten Medien ein wenig aus dem Blick geratenem Medium mit noch immer hoher Relevanz für eine bestimmte Altersgruppe) nimmt sie einen Ausschnitt der ‚Umwelt', an die gekoppelt Sozialisation stattfindet, in den Blick. Die Analyse von Fotogeschichten, Beratungsrubriken und Werbung in einigen der auflagenstarken Zeitschriften zeigt, wie eng diese drei Genres miteinander verknüpft und aufeinander bezogen sind – und damit insbesondere die ‚Beratungsrubriken' eben nicht nur eine ‚Dienstleistung' für die Mädchen darstellen, sondern auch Teil eines sich selbst verstärkenden und abschließenden *circus conclusius* sind. Manche der hier bearbeiteten Probleme gäbe es – so die Verfasserin – möglicherweise gar nicht (oder zumindest nicht in dem beobachtbaren Ausmaß), wenn diese Zeitschriften nicht ein hoch problematisches Bild (nicht nur) der Geschlechterrollen disseminieren würden. Den Publikationen gelingt die „gleichzeitige Schaffung von Begehren und des darauf gerichteten Angebots, dieses befriedigen zu können".

Mit einer pointierten Analyse der Inhalte kann die Verfasserin zeigen, wie weit die ‚Realität der Medienangebote' in diesem Sektor von den Idealen der theoretischen Diskurse entfernt sind:

> Die dominierenden textuellen und visuellen Angebote der Fotogeschichten in den kommerziellen Mädchen- und Jugendzeitschriften mit ihrer Konzentration auf symbolträchtige Körperkultivierung, Paarromantik, Kleinfamilie, eskapistische Reiseabenteuer und anderes belegen insgesamt die Gefahr einer Realitätsverschleierung.

Auch wenn das Konzept der ‚strukturellen Kopplung' darauf aufmerksam macht, dass diese Identifikationsangebote nicht zwangsläufig (und unbearbeitet) in die Identitätskonstruktionen eingehen, bleiben sie im Zweifelsfall nicht ohne Effekt. Die Frage, wie die RezipientInnen mit diesen ‚Irritationen' umgehen, bleibt bei der auf die Angebotsseite gerichteten Untersuchung von Katheder erst einmal offen – hier wäre ergänzende Empirie sicher erkenntnisträchtig, um Bedingungen und Prozesse der Sozialisation aufzuklären.

Ausgehend von einem historischen Sujet (zwei Bünden des völkischen Flügels der frühen ‚bündischen Jugend') unternimmt die Historikerin **Antje Harms** einen Anlauf, die neueren sozialisationstheoretischen Konzepte (vgl. Scherr im vorliegenden Band) empirisch zu unterfüttern. Dabei gilt es, so Harms, weder in deterministische Modelle zu verfallen noch zu übersehen, dass

> Aneignungsprozesse jedoch keinesfalls als beliebig oder frei wählbar betrachtet [werden müssen]. Politische Sozialisation muss immer vor dem Hintergrund der jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die politisches Denken und Handeln strukturieren und ihnen Sinn verleihen, gedeutet werden.

Ziel der Studie ist es, den bisherigen Stand der Debatte zur ‚politischen Sozialisation' und Geschlecht mit ihrer Annahme, dass der Kategorie ‚Geschlecht' eine zentrale Rolle zukommt, zu hinterfragen. So verfolgt die Untersuchung einen „intersektionalen Ansatz, der verschiedene Achsen der Differenz berücksichtigt und miteinander verknüpfen will" und damit eine Deutungsoffenheit generiert, die auch andere Faktoren auf ihre Relevanz hin untersucht.

Vor dem Hintergrund der knapp skizzierten Entwicklung der bürgerlichen Jugendbewegung fokussiert Harms dann den Blick auf zwei (im Gesamtkontext der Jugendbewegung eher randständige) Bünde des ‚völkischen Flügels' und die Zeit um 1919, in der die Jugendbewegung einen grundlegenden Wandel erfährt und sich (zumindest streckenweise) zunehmend politisiert. Gegenstand der Analyse ist dabei vor allem die veröffentlichte Meinung, wie sie sich in den (in Eigenregie produzierten) Zeitschriften der beiden Bünde findet. Die dort versammelten Äußerungen und Diskurse zeigen zunächst einmal, dass politische Themen in dem Mädchenbund einen wesentlich breiteren Raum einnehmen als bei den ‚Fahrenden Gesellen'.

Auf der inhaltlichen Ebene gelingt es Harms herauszuarbeiten, wie sich in beiden Gruppierungen hinter der oberflächlichen Parteilosigkeit und dem Credo einer romantisch-revolutionären Überparteilichkeit eine diffuse völkisch-nationale Position manifestiert. „Man träumte von einem neuen Reich und einem

dritten Weg zwischen Sozialismus und Nationalismus“. Eine politische Sozialisation fand dabei, so Harms, vor allem in der alltäglichen Arbeit und Interaktion der lokalen Gruppen statt: „Über den emotionalen Zusammenhalt wurde hier überdies kollektive Identität gestiftet und politisch aufgeladen“. Die enge Verstrickung in die Interaktionen der jeweiligen Gruppe und die dabei identitätsstiftende Orientierung auf ‚Rasse‘, ‚Nation‘ und ‚Alter‘ führt nach Harms letztendlich dazu, dass ‚Geschlecht‘ (bei allen beobachtbaren Unterschieden) hier nicht die zentrale Kategorie der politischen Sozialisation darstellt.

Der emeritierte Soziologe **Herbert Schweizer** plädiert in seinem Text für eine eigenständige ‚Soziologie der Kindheit‘, da die bisherige ‚Sozialisationsperspektive‘ aus seiner Sicht ob der ‚veränderten Kindheit‘ heute nicht mehr ausreicht.

Um diese These zu unterstreichen, benennt Schweizer dann auch eine Vielzahl von Aspekten, an denen sich die fundamentalen Veränderungen der heutigen Kindheit gegenüber der Moderne festmachen lassen: Institutionalisierung, Medienkindheit, Konsumkindheit, Freizeitorientierung und nicht zuletzt die (erneute) Annäherung von Kindheit und Erwachsensein.

In der Folge macht der Autor – unter Rückgriff auf Ariès – auch noch einmal darauf aufmerksam, dass insbesondere das romantisch angehauchte Konzept von einem für Kinder unbedingt notwendigem ‚Schonraum‘ einer Epoche und einem spezifischen Kontext geschuldet ist, es sich also um eine voraussetzungsreiche Konstruktion von ‚Kindheit‘ handelt. Die heutige ‚Institutionalisierung‘ von Kindheit mit ihrer streckenweisen Exklusion aus der Welt der Erwachsenen zeigt sich so in der Analyse von Schweizer als durchaus zweischneidig. Was ‚zu ihrem Besten‘ gedacht ist, enthält den Kindern eben auch einen Teil der Welt vor.

Die Notwendigkeit einer Soziologie der Kindheit begründet der Soziologe aber auch über die Theoriegeschichte der Sozialisationstheorie, die er in einem komprimierten Durchgang kurz skizziert. Dabei kommen auch die aktuellen Kontroversen um das Konzept (bzw. eigentlich: die Konzepte) der ‚Selbstsozialisation‘ in den Blick, die knappe Darstellung der Luhmann’schen Perspektive übersieht allerdings etwas die Wirkmächtigkeit von ‚struktureller Kopplung‘.

Mit Blick auf die gesellschaftliche Konstruktion der kulturellen Zweigeschlechtlichkeit am Beispiel von Jungen und Mädchen hält Schweizer einige Überraschungen für die aktuellen Gender-Diskurse bereit. So macht er darauf aufmerksam, dass die Abkehr von ‚sicheren‘ und unhinterfragten Strukturen auch kaum reflektierte Nebenwirkungen zeigen kann:

> Die wirkliche Ursache verstärkter Körperbetonung [bei Kindern, S.K.] scheint soziologisch darin zu liegen, dass heute weder eine prägnante ‚Kinderrolle‘ noch unumstrittene ‚Geschlechtsrollen‘ ohne weiteres zur Verfügung stehen, Anfang und Ende der Kindheit verschwimmen und institutionelle ‚Entwicklungsaufgaben‘ stark umkämpft sind.

Anders ausgedrückt: Die Veruneindeutigung nicht nur von ‚Gender‘ führe eben auch zu Verunsicherung. Dies gilt natürlich auch für Institutionen wie die

Schule: Heute, so Schweizer, seien es nicht mehr die Mädchen, die der Hilfe für eine Bildungskarriere bedürfen, sondern die Jungen.

Frank Winter, Soziologe und Lehrer (und damit sowohl Theoretiker als auch Praktiker), nimmt die „‚literarischen Dramatisierungen' brodelnder innerer Erlebniswelten" zweier Jugendlicher, die auf einen (einmal realen und einmal imaginierten) Amoklauf zulaufen zum Ausgangspunkt, um die Frage nach der derzeitigen Situation von Jungen zu stellen:

> Auch wenn blutige Rachefeldzüge männlicher Jugendlicher auch in Zukunft nicht zum allerorts zu erwartenden schulischen Normalverhalten gehören werden, denke ich, dass diese Taten mehr Allgemeines enthalten als zumeist wahrgenommen wird.

Winter macht das Fehlen „sozialer Gefühlsresonanzräume" insbesondere in der Jungen-Peer-Group sowie ein „erschreckendes Maß an seelischer Gruppengewalt in vielen Klassen der Jahrgänge 5 bis 10", kurz: Mobbing, für die von ihm beobachteten „düstere[n] Seelenmelodien" und „Verzweiflungsmomente" maßgeblich verantwortlich. Einer Verarbeitung der Gefühle stünden nicht nur die „jungespezifischen Erziehungsparadigmen" (so beispielsweise „Jungen weinen nicht!") sondern auch die üblichen Selbstinszenierungen von Jungen in der Jungen-Peer-Group entgegegen: Hier gelte es vor allem als ‚cool' zu gelten. Die Abqualifizierung als ‚schwul' dagegen stelle nach wie vor die „wichtigste kulturelle Chiffre" dar. Gemeint sei damit in der Regel, wie auch Winter (ganz ähnlich wie Flaake) unterstreicht, nicht ‚homosexuell', sondern „alles was als unmännlich aufgefasst wird, und das ist viel". Wie Winter ausführt sind Gender-Inszenierungen für die meisten Jugendlichen dabei „absolut lebensdominant".

Seitens der Lehrer hält Winter einen sublimierenden Umgang oder auch eine „In-Dienstnahme" für Erfolg versprechender als die Strategie des „Cooling-down des Sexus", da durch erstere „soziale Resonanzräume für Gefühle" geschaffen und kultiviert werden können. Abschließend plädiert Winter dafür, über dem nicht zuletzt durch die PISA-Studien ausgelösten Eifer, kognitive Kompetenzen und Leistungen empirisch zu erfassen, den Blick auf die „jugendlichen Seelenlandschaften", auf deren psychisch-emotionale Verfassung nicht zu vernachlässigen. Winter hält es

> für dringend geboten, sich in der empirischen Bildungsforschung nicht weiter in erster Linie auf Schulleistungsvergleiche und kognitive Kompetenzvermittlungen zu konzentrieren, sondern auf die Weltintegration von Jugendlichen.

Die Freiburger Islamwissenschaftlerin **Roswitha Badry** hat sich mit unkonventionellen Zweierbeziehungen in muslimischen Ländern beschäftigt. Diese sind zwar vor allem auf demografische Entwicklungen, soziokulturelle und ökonomische Zwänge zurückzuführen, jedoch *könnten* sie möglicherweise einen Wandel der Sexualnormen und der Geschlechterverhältnisse einleiten. Soziale

Umwälzungen wie bessere Ausbildung, wachsende Partizipation am Arbeitsmarkt und Zugang zu Massenmedien u.a. geben insbesondere heranwachsenden Frauen heute wesentlich mehr Freiräume und haben damit bereits begonnen, die herkömmliche patriarchalische Ordnung zu untergraben – doch nichtsdestotrotz: ein Leben ohne Ehe und Familie bleibt weiterhin quasi undenkbar. So bleiben Gender-Asymmetrien in der weitaus höheren sozialen Kontrolle von Mädchen und jungen Frauen bestehen, die ständig um eine tief greifende Schädigung ihres Rufs fürchten müssen, was ihre Heiratschancen erheblich mindern würde.
Im Konflikt zwischen sozialen Erwartungshaltungen und persönlichen Bedürfnissen setzen sich aber immer mehr junge Menschen beispielsweise mittels scheinbar legitimierter Eheformen über das Verbot vorehelicher sexueller Kontakte hinweg. Allerdings geben, nach Badry, die rezenten Diskurse über Sexualmoral wenig Anlass für allzu viel Optimismus, denn sie bleiben „tradierten, überkommenen Redeweisen und Denkmustern" verhaftet, „(a)ndrozentrische Diskurse über *Scharia*-Konformität und Ehre-Scham-Konzepte dominieren". Dennoch ist „eine Sensibilisierung der Öffentlichkeit für Missstände und Skandale, die lange totgeschwiegen, heruntergespielt oder verharmlost wurden", in Gang gekommen und die jungen Erwachsenen verlangen „mehr Autonomie, Eigenverantwortung und Selbstbestimmung in der Privatsphäre". Obwohl es also partiell Anzeichen einer jugendlichen ‚Gegenkultur' gibt, die gewisse „Parallelen zur 1968er-Generation in Westeuropa aufweist", bleibt fraglich, so Badry, „ob sich die ‚jungen Aufmüpfigen' nicht doch wieder in altbewährte Kanäle flüchten, um langfristig Problemen aus dem Weg zu gehen."

Die Freiburger Romanistin und Kulturwissenschaftlerin **Eva Kimminich** widmet sich den „Ent-Individualisierungs- und Subjektivierungsprozesse[n] weiblicher Protagonistinnen im frankophonen Immigrationsroman".

Exemplarisch stellt Kimminich Bücher von zwei westafrikanischen Autorinnen und einem Autor vor. Bei ihrer Analyse der „Problematik von Vorstellungen, Fremdzuschreibungen und Projektionen mit denen EinwanderInnen zu kämpfen haben, dem Erleben und der Verarbeitung von Xenophobie und Rassismen" wendet Kimminich eine Reihe von Begriffen an, die der Migrationsforscher Mark Terkessidis geprägt hat, um häufig zu beobachtende rassistische Situationen zu charakterisieren: ‚Entfremdung', ‚Verweisung', ‚Entantwortung', ‚Entgleichung', sowie ‚Spekularisation'.

Auf der Basis eines umfangreichen Textkorpus beobachtet Kimminich auch Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Autoren, „es scheint, dass Autorinnen eher mit Tabus brechen als männliche Schriftsteller und dass Autorinnen eher sich selbst entwerfende Protagonistinnen schildern." Als prominente Beispiele führt Kimminich Marima Ba, die weibliche Erfahrungen mit Polygamie zum Thema macht, sowie die aus Kamerun stammende Calixthe Beyla an, die „provokativ über Sexualität, Beschneidung und Gewalt gegen Frauen" schreibt.

Auch der sich anschließende Beitrag stammt aus der Literaturwissenschaft und auch hier spielen die Themen Migration und Hybridität eine wichtige Rolle: Der neuerdings wieder in Braunschweig lehrende Anglist **Rüdiger Heinze** widmet sich mit Jeffrey Eugenides' *Middlesex* einem „Roman, der aus einer Vielzahl von Geschichten besteht, die immer wieder die Frage nach Identität und Hybridität aufwerfen", wobei Identität und Hybridität hier sowohl die Kategorie Geschlecht als auch das ‚typisch US-amerikanische' Einwandererschicksal betreffen: Cal, Enkelkind eines in die USA migrierten Geschwisterpaares, wird als Mädchen aufgezogen, nach einem Unfall im Teenageralter dann jedoch überraschend als (‚biologischer') Junge klassifiziert. Als der Arzt Dr. Luce nach einem psychologischen Test mit der Begründung, das Kind offenbare „trotz eines dem entgegenstehenden Chromosomensatzes" „[b]ezüglich Sprache, Gebaren und Kleidung (…) eine weibliche geschlechtliche Identität" eine ‚(re-)feminisierende', Operation empfiehlt, entzieht sich Cal diesem vereindeutigenden Eingriff. Seine/ihre uneindeutigen Genitalien zur Schau stellend, firmiert er/sie statt dessen in einem Sexclub als mythischer Gott Hermaphrodit und lernt in diesem Kontext durch eine befreundete Kollegin, dass Normalität keineswegs normal ist:

> Normalität war nicht normal. Das ging gar nicht. Wenn Normalität nicht normal wäre, dann könnte jeder damit leben. (…) Doch die Menschen – und vor allem die Ärzte – hatten in Bezug auf Normalität ihre Zweifel. Sie waren sich nicht sicher, ob die Normalität ihrer Aufgabe gewachsen war. Und daher halfen sie ihr ein wenig nach.

Cal lässt sich seine ‚Monströsität' jedoch nicht nehmen und ist auch für seine Familie, zu der er nach dem Tod des Vaters zurückkehrt, „dasselbe Kind, nur anders": „[Der] ... Wechsel vom Mädchen zum Jungen war weit weniger dramatisch als die Entfernung, die jeder von der Kindheit zum Erwachsensein zurücklegt." Wie Heinze unterstreicht, bietet der Roman keine beruhigende „epische Auflösung": „Zahlreiche Fäden werden nicht zusammengeführt, Entscheidungen nicht begründet, Motive nicht homogenisiert." Das Geschichtengeflecht bleibt dadurch „polyphon, heterogen und offen". Selbst der „selbstreferenzielle Verweis auf das Erzählen" als Antwort auf die Frage nach der Identität („So verstehen wir, wer wir sind, woher wir kommen. Geschichten sind alles.") wird, wie Heinze deutlich macht, durch die Wirkmächtigkeit der genetischen Mutation, die die erzählte Geschichte ja allererst in Gang setzte, konterkariert: „Was die Menschen vergessen, bewahren die Zellen." Wie Heinze abschließend konstatiert, erteilt der Roman mit dieser Aussage einem radikalen Konstruktivismus „eine Absage".

Im Gegensatz dazu zielen die beiden Skandinavistinnen **Svenja Blume und Angelika Nix** auf die Etablierung einer radikal-konstruktivistischen Perspektive in der Literaturwissenschaft im Zuge eines Age-Mainstreaming ab. Die Anerkennung der „generelle[n] Bedeutung der Generation als soziales Organisationsprinzip" wäre für ein solches zentral. Nix und Blume knüpfen hier an Ausführungen der finnischen Soziologin Leena Alanen an, die eine Integration eines „kindlichen Blickwinkels" in die Sozialwissenschaften nach dem Vorbild

der soziologischen Genderforschung fordert. Analog zu der für die Gender Studies entscheidenden Gegenüberstellung Sex und Gender stellen die beiden Autorinnen (in Anschluss an den Germanisten Reiner Wild) dem biologischen ‚Kindsein' das kulturelle Konzept ‚Kindheit' gegenüber. Sie knüpfen damit an eine der Grundaussagen der aktuellen Kindheitsforschung an, die auch im Aufsatz von Herbert Schweizer eine entscheidende Rolle spielt, dass nämlich „die Dichotomie Kindheit/Erwachsenheit kein statisches Konzept darstell[e], sondern sich im engen Zusammenhang mit den sich verändernden soziokulturellen Gegebenheiten immer wieder neu formier[e]". Um das zu veranschaulichen, stellen sie dem „relationalen", Kindheit in erster Linie als Übergangsstadium oder auch Vorstufe zum eigentlichen Menschsein begreifenden Kindheitskonzept der Aufklärung das „essentialistische" Kindheitsbild der Romantik gegenüber, das der Kindheit einen weitaus größeren Eigenwert beimisst, diese „geradezu als die immanente Kehrseite der Erwachsenenwelt, als das Magische, Fantastische, Irrationale, das im aufgeklärten Denken keinen Platz mehr hat" begreift.

Ein zentraler Punkt des Aufsatzes ist die Kritik an der noch heute verbreiteten Aussonderung der so genannten Kinder- und Jugendliteratur(wissenschaft) aus der ‚allgemeinen' als ‚Sonderliteratur'. Wichtiger als die Frage nach der Orientierung von Texten auf eine bestimmte Zielgruppe sei die Fokussierung auf kindliche oder auch erwachsene Perspektiven sowie Erzählverfahren. Zentrale Aufgabe literaturwissenschaftlicher *Age Studies* sei es, den Generationendiskurs sichtbar zu machen, der, wie sie ausführen, „jede[n] literarische[n] Text auf der Symbolebene explizit oder implizit (…) bestimm[e]", darüber hinaus gehe es um eine genaue Reflexion der Asymmetrie des noch immer hierarchisch gedachten Generationenverhältnisses.

Resümee und Ausblick

Eigentlich scheint es auf der Hand zu liegen: Wenn *gender* als ‚soziales Geschlecht' verstanden werden soll, ist ein Prozess, der im Allgemeinen als ‚Sozialisation' bezeichnet wird, die unhintergehbare Voraussetzung. Mit keinem anderen der in Frage kommenden Modelle (insbesondere der Rekurse auf Genetik oder Neuro-Sciences) lässt sich sinnvoller Weise erklären und analysieren, wie es im Verlauf der Ontogenese zur Ausprägung einer (wie auch immer gearteten, eventuell multiplen, prozessualen etc.) Geschlechtsidentität kommt. Das Konzept Sozialisation ist demnach aufs Engste mit der Kategorie *gender* verknüpft, was in den Anfängen der Frauen- und Geschlechterforschung und insbesondere für die Einführung des Begriffs Gender grundlegend war.

Während der Begriff Gender seit den 90er-Jahren zunehmend Karriere macht, wurde der Begriff Sozialisation zum ‚Schmuddelkind' der Debatte: Der Blick auf wie auch immer hervorgebrachte gender-induzierte Unterschiede und/oder auch die Frage nach deren Genese erschien unter der Prämisse einer Dekonstruktion von Geschlechterklischees und anderen Binarismen als nicht opportun. Die Hinwendung zu einer ausschließlich auf ‚Geschlecht als Strukturkategorie' orientierten BeobachterInnenperspektive erwies sich als Ausweg

aus dem Dilemma, sich im Feld mit den Gegebenheiten einer dann oftmals doch ‚nur' rhetorischen Modernisierung (Wetterer 2005) zu konfrontieren und deren Ursachen zu ergründen.

Ein jüngst in der Wochenzeitung *Die Zeit* erschienener Artikel (Bahnsen 2008) macht unübersehbar deutlich, wie wichtig es (ganz im Sinne von Hagemann-White) ist, lieb gewonnene Feindbilder immer wieder auf ihre Gültigkeit hin zu überprüfen. Folgt man Bahnsen, so müssen die bisherigen Gewissheiten der Genetik (das Genom als unveränderlicher Bauplan) radikal in Frage gestellt werden:

> In Wirklichkeit sind unsere Erbanlagen in ständigem Wandel begriffen. (…) Die Genetiker müssen sich von ihrem Bild eines stabilen Genoms verabschieden, in dem Veränderungen krankhafte Ausnahmen sind. Das Erbgut eines jeden ist in beständigem Umbau begriffen. (Bahnsen 2008, 33)

Die Sprengkraft der sich für den Autor ergebenden Schlussfolgerungen ist – weit über die fachinternen Diskurse der Biologie hinaus – kaum zu überschätzen:

> Zwar sind die Eigenschaften eines Menschen in seinem Genom begründet, gleichwohl aber ist im offenen System des embryonalen Erbguts keineswegs determiniert, welcher Mensch einmal aus ihm erwächst. (Bahnsen 2008, 34)

Vor einem solchen Hintergrund muss und kann auch die Gegenüberstellung von *sex* und *gender* neu gedacht werden. Was bereits in der frühen Neurobiologie (Maturana/Varela 1987) mit der Annahme des Gehirns als einem plastischen, geschichtlichem und strukturdeterminierten System (was im hier relevanten Kontext unter anderem bedeutet, dass bisherige Wahrnehmungen und Erfahrungen das Prozessieren der aktuellen Wahrnehmungen maßgeblich mitbestimmen) (vgl. auch Eliot 2003; Schmitz 2006) angelegt ist, gewinnt hier nochmals an Stellenwert: Die strukturelle Kopplung von sozialen und biologischen Phänomenen – oder eben: Sozialisation.

Die im Rahmen des Freiburger Symposiums leider kaum debattierte Frage nach der empirischen Unterfütterung der Diskurse macht auf einen deutlichen Mangel aufmerksam: Trotz einer vielfältig ausdifferenzierten forschungsmethodischen Landschaft (beispielsweise im Bereich der Jugendforschung), in der nicht nur der alte Gegensatz von qualitativer und quantitativer Forschung zumindest streckenweise aufgehoben ist, liegen bisher zur Frage nach dem ‚Prozessieren von Sozialisation' kaum belastbare Befunde vor. Nicht zuletzt die neueren, unter anderem an ethnologischen, phänomenologischen, rekonstruktiven etc. Konzepten orientierten Formen der Befragung, sowie auch die (videogestützte) Beobachtung böten hier vielfältige methodische Zugriffe, die es erlauben würden, Sozialisationsprozesse wie auch ‚Doing Gender' *in vitro* zu beobachten und zu rekonstruieren.

Gelegentlich entsteht beim Verfolgen der Debatten allerdings der Verdacht, dass es an Mut und vielleicht auch Bereitschaft fehlt, sich aus dem Elfenbeinturm der *scientific community* und den eigenen Diskurszirkeln herauszuwagen und in Kindergärten, auf Spielplätzen, in der Schule, im Jugendhaus, in der Disco – und natürlich auch in der Familie – sich den ‚alltäglichen' Sozialisationsprozessen beobachtend auszusetzen. Auch – oder gerade dann – wenn dort möglicherweise noch oft ein unreflektiertes heteronormatives Modell tradiert wird.

Anmerkungen

1 Nicht-Eltern sei an dieser Stelle zu ‚Bildungszwecken' die Lektüre der einschlägigen Werbung, Kataloge und Internetseiten empfohlen. Der Besuch von entsprechenden Fachabteilungen oder gar Spielzeug-Discountern sei dagegen nur den ‚robusten' Naturen unter den LeserInnen ans Herz gelegt.

2 Dieser Satz, der auf den französischen „O*n n'est pas née* femme, on le devient." Zurückgeht, wird oft als „Wir werden nicht als Mädchen/Frauen geboren, wir werden dazu gemacht." wiedergegeben.

3 Scheu bezog sich auch auf die in den 1960ern insbesondere bei Feministinnen populär gewordene Ethnologin Margret Mead, die anhand ihrer Forschungen auf Samoa erstmals die absolute Kulturbedingtheit von Geschlechterrollen durch Erziehung zu belegen schien. Zwanzig Jahre später allerdings wurde Mead innerhalb der Ethnologie in ihrer Methodik heftig kritisiert und in ihren Ergebnissen gründlich widerlegt.

Literatur

Baacke, Dieter (1973) *Kommunikation und Kompetenz: Grundlegung einer Didaktik der Kommunikation und ihrer Medien*. München: Juventa-Verlag.

Bahnsen, Ulrich (2008) „Erbgut in Auflösung." *Die Zeit* 12. Juni, 33 f.

Bauer, Ullrich (2002) „Selbst- und/oder Fremdsozialisation: Zur Theoriedebatte in der Sozialisationsforschung: Eine Entgegnung auf Jürgen Zinnecker." *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE)* 2: 118-142.

Baumgart, Franzjörg (2008) Hg. *Theorien der Sozialisation: Erläuterungen, Texte, Arbeitsaufgaben*. 4., durchges. Aufl. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Beauvoir, Simone de (1951) *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau* Hamburg: Rowohlt. Aus dem Französischen von Uli Aumüller *Le Deuxiéme Sexe*, Paris: Librairie Gallimard 1949.

Berger, Peter/ Thomas Luckmann (1969) *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt/M.: Fischer. Aus dem Amerikanischen von Monika Plessner *The social construction of reality*. Garden City/New York: Anchor Books 1966.

Bilden, Helga (1980) „Geschlechtsspezifische Sozialisation *Handbuch der Sozialisationsforschung*." Hg. Klaus Hurrelmann/ Dieter Ulich. Weinheim: Beltz, 777-812.

Bilden, Helga (2006) „Sozialisation in der Dynamik von Geschlechter- und anderen Machtverhältnissen." *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Opladen/ Farmington Hills: Budrich, 45-70.

Bilden, helga/ Bettina Dausien (2006) *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Opladen/ Farmington Hills: Budrich.

Busse-Wilson, Elisabeth (1925) *Stufen der Jugendbewegung: Ein Abschnitt aus der ungeschriebenen Geschichte Deutschlands*. 1. und 2. Tsd. Jena: Diederichs.

Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Franfurt/M.: Suhrkamp. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Katharina Menke *Gender Trouble,* New York: Routledge, Chapman and Hall 1990.

Butler, Judith (1997) *Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann *Bodies that Matter,* New York: Routledge 1993.

Chodorow, Nancy J. (1985) *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und die Soziologie der Geschlechter*, München: Verlag Frauenoffensive. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Gitta Mühlen-Achs *The Reproduction of Mothering* Berkeley/Los Angeles 1978.

Dausien, Bettina (2006) „Geschlechterverhältnisse und ihre Subjekte. Zum Diskurs um Sozialisation und Geschlecht." *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Opladen/Farmington Hills: Budrich, 17-44.

Dinnerstein, Dorothy (1979) *Das Arrangement der Geschlechter*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Hilde Weller *The mermaid and the minotaur. Sexual arrangements and human malaise*. New York: Other Press 1976.

Dollase, Reiner (1999) „Selbstsozialisation und problematische Folgen." *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*. Hg. Johannes Fromme/ Sven Kommer/ Jürgen Mansel/ Klaus-Peter Treumann. Opladen: Leske + Budrich, 23-42.

Durkheim, Émile (2002) *Die Regeln der soziologischen Methode*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 464). Aus dem Franzö-

sischen von Rene König *Les règles de la méthode sociologique*. Félix Alcan, Paris 1895.

Featherstone, Mike (1991) *Consumer culture and postmodernism*. London: Sage Publ.

Eliot, Lise (2003) *Was geht da drinnen vor?: Die Gehirnentwicklung in den ersten fünf Lebensjahren*. 4. Aufl. Berlin: Berlin Verlag.

Flaake, Karin (2000) „Verführerische Nähe und die Grenzen der Gemeinsamkeit. Beziehungsstrukturen in Liebesbeziehungen unter Frauen." *Freiburger FrauenStudien* 6/2000, 47-62.

Fox-Keller, Evelyne (1998) *Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft*. München: Hanser. Aus dem Amerikanischen von Bettina Blumenberg *Reflections on Gender and Science*. New Haven/London: Yale University Press 1985.

Fromme, Johannes/ Sven Kommer/ Jürgen Mansel/ Klaus-Peter Treumann (1999) Hg. *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*. Opladen: Leske und Budrich.

Geulen, Dieter (2002) „Subjekt, Sozialisation, ‚Selbstsozialisation': Einige kritische und einige versöhnliche Bemerkungen." *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE)* 2: 186-196.

Gildemeister, Regine/Angelika Wetterer (1992) „Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung." *Traditionen-Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Hg. Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer. Freiburg i. Br.: Kore, 201-254.

Gilligan, Carol (1984) *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und die Moral der Frau*. München: Piper. Aus dem Amerikanischen von Brigitte Stein. *In a different voice. Psychological theory and women's development*. Cambridge Harvard Univ. Pr. 1982.

Großmann, Ruth (1989) „Feminismus im Schoß der Familie. Kritische Überlegungen zu Chodorow's Erbe der Mütter.", *Feministischer Kompaß, patriarchales Gepäck*. Hg. Ruth Grossmann/ Christiane Schmerl. Frankfurt/M./ New York, 172-210.

Hagemann-White, Carol (1984) *Sozialisation: Weiblich – männlich?* Opladen: Leske und Budrich.

Hagemann-White, Carol (1988) „Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren…" *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion*. Hg. Carol Hagemann-White/ Maria S. Rerrich. Bielefeld. AJZ, FF2: 224-235.

Hagemann-White, Carol (2006) „Sozialisation – Zur Wiedergewinnung des Sozialen im Gestrüpp individualisierter Geschlechterbeziehungen." *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Opladen/ Farmington Hills: Budrich, 71-88.

Hoffmann, Dagmar/ Hans Merkens (2004) Hg. *Jugendsoziologische Sozialisationstheorie: Impulse für die Jugendforschung*. Weinheim: Juventa.

Hurrelmann, Klaus/ Dieter Ulich (1980) Hg. *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz.

Hurrelmann, Klaus/ Mathias Albert (2006) Eine pragmatische Generation unter Druck – Einführung in die Shell Jugendstudie 2006. *Jugend 2006: Eine pragmatische Generation unter Druck*. Hg. Klaus Hurrelmann/ Mathias Albert. Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag, 31-48.

Krewer, Bernd/ Lutz H. Eckensberger (1991) „Selbstentwicklung und kulturelle Identität. *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*." Hg. Klaus Hurrelmann/ Dieter Ulich. Weinheim: Beltz, 573-594.

Landweer, Hilge (1994) „Generativität und Geschlecht. Ein blinder Fleck in der sex/gender-Debatte." *Denkachsen.*

Zur theoretischen und institutionellen Rede von Geschlecht. Hg. Theresa Wobbe/ Gesa Lindemann. Frankurt/M.: Suhrkamp, 147-176.

Maihofer, Andrea (2002) „Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze." *Erwägen Wissen Ethik*, 13. Jg., Heft 1: 13-26.

Maihofer, Andrea/ Klaus Theweleit/ Nina Degele (2007) „Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault." *Freiburger GeschlechterStudien* 21, 329-367.

Mansel, Jürgen/ Johannes Fromme/ Sven Kommer/ Klaus-Peter Treumann (1999) „Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung." *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*. Hg. Johannes Fromme/ Sven Kommer/ Jürgen Mansel/ Klaus-Peter Treumann. Opladen: Leske + Budrich, 9-22.

Maturana, Humberto R./ Francisco J. Varela (1987) *Der Baum der Erkenntnis: Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. München: Goldmann. Aus dem Spanischen von Kurt Ludewig. *El árbol del concocimiento* 1984.

Müller, Renate (1999) „Musikalische Selbstsozialisation." *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*. Hg. Johannes Fromme/ Sven Kommer/ Jürgen Mansel/ Klaus-Peter Treumann. Opladen: Leske + Budrich, 113-125.

Olivier, Christiane (1991) *Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter*. München: Dt. Taschenbuch-Verlag. Aus dem Französischen von Siegfried Reinke *Les enfants de Jocaste*. Paris: Editions Denoel 1980.

Penkwitt, Meike (2004) „Nancy Julia Chodorow" *Politische Theorie der Gegenwart in Einzeldarstellungen. Von Adorno bis Young*. Hg. Gisela Riescher. Stuttgart: Kröner, 92-95.

Popp, Ulrike (1999) „Von der Mädchensozialisation zur Sozialisation der Geschlechter. Theorien geschlechtsspezifischer Sozialisation, ihre sozialkonstruktivistische Kritik und empirische Studien zur Geschlechtersozialisation in der Schule" *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*. Hg. Johannes Fromme/ Sven Kommer/ Jürgen Mansel/ Klaus-Peter Treumann. Opladen: Leske und Budrich, 58-74.

Prodolliet, Simone (1995) *Feministische Ansätze in der Ethnologie – von den Anfängen bis Mitte der achtziger Jahre*. Universität Bern/Institut für Ethnologie, Arbeitsblätter Nr. 13. Sept. 2008 <www.ethno.unibe.ch/arbeitsblaetter/AB13_Pro.pdf>.

Reventlow, Franziska zu (1985) *Ellen Olestjerne. Roman*, Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.

Rohde-Dachser, Christa (1992) *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*, Berlin/ Heidelberg/New York: Springer.

Scherr, Albert (2004) „Selbstsozialisation in der polykontexturalen Gesellschaft. Primat des Objektiven oder Autopoiese psychischer Systeme?" *Jugendsoziologische Sozialisationstheorie: Impulse für die Jugendforschung*. Hg. Dagmar Hoffmann/ Hans Merkens.Weinheim: Juventa, 221-235.

Scheu, Ursula (1977) *Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht*. Frankfurt/M.: Fischer.

Schmerl, Christiane (1992) Hg. *Frauenzoo der Werbung. Aufklärung über Fabeltiere* /1. Aufl. München: Frauenoffensive.

Schmitz, Sigrid (2006) „Frauen- und Männergehirne: Mythos oder Wirklichkeit?" *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*. Hg. Smilla Ebeling/ Siegrid Schmitz. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 211 -243.

Schröter, Susanne (2002) *FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern*. Frankfurt/M.: Fischer.

Wetterer, AngelikA (2003a) „Die Krise der Sozialisationsforschung als Spiegel gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse." *Zeitschrift für Frauenstudien und Geschlechterforschung* 1: 3-22.

Wetterer, Angelika (2003b) „Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen." *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik 2*. Hg. Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer. Münster: Westfälisches Dampfboot, 286-319.

Wetterer, Angelika (2005) „Rhetorische Modernisierung und institutionelle Reflexivität. Die Diskrepanz zwischen Alltagswissen und Alltagspraxis in arbeitsteiligen Geschlechterarrangements." *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung* 15, 75-96.

Zimmermann, Peter (2003) *Grundwissen Sozialisation: Einführung zur Sozialisation im Kindes- und Jugendalter*. 2., überarb. und erg. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.

Zinnecker, Jürgen (2000) „Selbstsozialisation. Essay über ein aktuelles Konzept." *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE)* 20(3): 272-290.

Zinnecker, Jürgen (2002) „Wohin mit dem „strukturlosen Subjektzentrismus"? Eine Gegenrede zur Entgegnung von Ullrich Bauer." *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE)*(2): 143-154.